~~HX 261 A. 1~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMINUS ILLUMINATIO MEA

REP. Q. 13997

Von Otto Julius Bierbaum ſind weiter erſchienen:

Romane

Pankrazius Graunzer	3 Mark,	geb. 4,— Mark
Stilpe	4 „	geb. 5,50 „
Die Schlangendame	2 „	geb. 3,— „

Novellen

Studentenbeichten, I. Reihe . .	1 Mark,	geb. 2,— Mark
Studentenbeichten, II. Reihe . .	1 „	geb. 2,— „

Lyrik

*Nemt Frouwe diſen Kranz . .	nur geb. 2 Mark
*Erlebte Gedichte	4 Mark, geb. 5,— Mark

Theater

Lobetanz	2 Mark, geb. 3,— Mark

Geſammeltes

(Lyrik, Sprüche, Eſſays)

Der Bunte Vogel 1897 . . .	6 Mark
Der Bunte Vogel 1899 . . .	6 „

Anthologie

Moderner Muſen-Almanach 1893	4 Mark,	geb. 6,— Mark
Moderner Muſen-Almanach 1894	4 „	geb. 6,— „

Alles, bis auf die mit * bezeichneten Bücher, im Verlage von Schuſter & Loeffler in Berlin.

KAKTUS

KAKTUS

und

andere Künſtlergeſchichten

von

Otto Julius Bierbaum

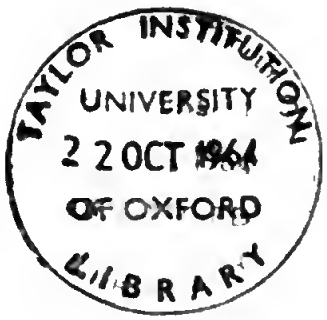
Dritte Auflage

Berlin und Leipzig

Schuſter & Loeffler

1898

Alle Rechte vorbehalten



Seinem
verehrten kritiſchen Gönner
dem Herrn

Geheimrat Profeſſor Fürchtegott Ernſthaft
Dr. phil. et jur. nec non med.

in
tiefſter Ehrfurcht
und
Ergebenheit
dankſchuldigſt

zu Füßen gelegt
von
Otto Julius Bierbaum

Verehrter Gönner!
Hochgeehrter Herr Geheimrat und Professor!

Wenn ich es wage, diese leichte Ware an den Stufen Ihres Katheders niederzulegen, an den Stufen der kritischen Offenbarungskanzel, vor der ganz Deutschland lauschend und mit bewegten Federhaltern sitzt, so weiß ich wohl, wessen ich mich unterfange und was ich aufs Spiel setze.

Sie haben mir in einer huldvollen Anwandlung von herablassender Güte die Ehre dreier ermutigender Zeilen in einem Organe

der höheren und höchſten deutſchen Kritik angethan, das ſich ſonſt nur mit den gelehrteſten und ſchwierigſten Dingen befaßt, und ſeitdem werde ich das ſchwer beglückende Gefühl nicht los, als hätten Sie mich perſönlich auf die Schulter geklopft.

Was das zu bedeuten hat, in welche Sphäre ich damit erhoben bin, weiß ich wohl.

Sie ſind mehr als ein Individuum, Herr Geheimrath und Profeſſor, Sie ſind der Inbegriff jenes ernſten deutſchen Geiſtes, der alles, was er denkt und thut, ſub ſpecie aeternitatis aeternitatum denkt und thut. In Ihnen hat der Geiſt des ſchweren Ernſtes Leib gewonnen, der Geiſt, der unabläſſig jene erhabenen Laſten wälzt, aus denen ſich die Welt der deutſchen Gedankenſtrenge zuſammentürmt. Wen Sie auf die Schultern geklopft haben, der iſt vom Geiſte des Ernſtes ſelber angerührt.

Und nun komme ich und rücke dieſe

mehr als bescheidenen Kleinigkeiten in den Focus Ihrer Brillengläser, diese unernsten und leichten Erzeugnisse spielender Laune, die weiter gar keinen Zweck haben, als daß sie mit demselben Vergnügen gelesen sein wollen, mit dem sie geschrieben worden sind. Muß ich, werde ich mir dadurch nicht Ihre Gunst verscherzen? Werden Sie nicht Ihre drei Zeilen zurücknehmen müssen? Werden Sie nicht gezwungen sein, zu erklären: Ich habe mich getäuscht; dieser Mensch und Belletrist wandelt nicht auf den Pfaden deutschen Ernstes!...?

Ich fürchte sehr, es wird so kommen, hochgeehrter Herr Geheimrat und Professor. Sie haben mich zu früh auf die Schultern geklopft, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rechtzeitiger Korrektur Ihrer guten Meinung Gelegenheit zu geben, damit Sie, ehe es zu spät ist, mich von den Rockschößen Ihres Ernstes abschütteln können. Und es soll zugleich eine Warnung zur Vor-

ſicht für Sie ſein: Laſſen Sie ſich nicht mit unſereinem vom Geſchlechte der Belletriſten ein, hochgeehrter Herr Geheimrat und Profeſſor!

Sie werden die Erfahrung immer wieder machen: Ihr Geiſt ſteckt nicht dahinter. Wir bleiben nicht bei der Stange, wir ſpringen immer wieder übers Leitſeil. Selbſt unſer großer Meiſter, den Sie nur mit Schauern des Reſpektes und wir nur mit dem Gefühle der ſchrankenloſeſten Verehrung nennen, Goethe, war ſo. Faſt gleichzeitig, während er Werke ſchuf, deren Ernſt in die Ewigkeit ragt, ſchnitzelte er Kleinigkeiten zum Vergnügen ſeiner ſelbſt und ſeiner Umgebung, Kleinigkeiten, die längſt vergeſſen ſein würden, wenn nicht er ſelbſt ſie neben den Monumenten ſeines Ewigkeitsernſtes in ſeine geſammelten Werke aufgenommen hätte.

Nicht allein alſo, daß er ſie hervorbrachte, er hielt ſie auch für weſentliche

Stücke ſeines künſtleriſchen Vermögens. Dokumentierte er damit nicht im Grunde, daß er eigentlich jenen gründlichen, immer aufs Höchſte gerichteten Ernſt nicht beſaß, der Sie und Ihresgleichen auszeichnet?

Ich bin überzeugt, daß Sie dieſe Empfindung ſchon lange haben. Wolfgang Menzel, den Sie, nebenbei geſagt, eigentlich ſchon längſt hätten neu herausgeben ſollen, hat dieſe Empfindung auch mit aller wünſchenswerten Deutlichkeit und nicht ohne heftige ſittliche Empörung geäußert. Goethe iſt geradezu typiſch für die Frivolität der dichtenden Künſtler. Er hat der Luſt am Fabulieren zuweilen auf Gebieten gefröhnt, auf denen für Ernſt und Ewigkeit gar nichts herauskommen konnte, und er hat dem Unterhaltungsbedürfnis der Menſchen manchmal mit vollem Bewußtſein und einem geradezu cyniſchen Mangel an Ernſt gedient.

Nun weiß ich freilich, was Sie jetzt

ſagen, denn ich höre es ganz deutlich: quod licet Jovi non licet bovi. Und damit haben Sie, wie übrigens immer, natürlich vollkommen recht. Das wäre auch noch ſchöner, wenn ſich die Ochſen wie Zeuſe aufführen wollten! Aber Sie können ganz ruhig ſein: die Ochſen ſind furchtbar ernſthafte Wiederkäuer und denken gar nicht daran, auchmal fröhlich zu ſein, wie ein Gott.

Aber nun ſehe ich Sie wieder überlegen lächeln... Ach ſo! —: Sie finden, daß ich die Beziehung Ihres lateiniſchen Reimſpruches nicht recht erfaßt habe?

Mein Gott, ich dachte nicht, daß Sie gleich ſo grob werden würden. Und wirklich, bei aller Verehrung für Goethe: es fällt mir ſchwer, mich deshalb, blos weil ſichs lateiniſch reimt, direkt als Ochs zu empfinden.

Und dann: Wenn ſich Einer auf Goethe beruft, muß er doch nicht gleich die Ab-

ſicht haben, die Diſtance zu verwiſchen ... oder ...?

Seien Sie menſchlich, Herr Geheimrat, zähmen Sie Ihren erhabenen Spott, Herr Profeſſor, — laſſen Sie uns kleine Leute auch mal den Namen Goethe nennen, ohne daß Sie ſofort in ein Hohngelächter ausbrechen. Bedenken Sie doch: er iſt unſer Moſes mit der Feuerſäule, und wohin ihm zu gehen gefiel, dorthin zu gehen halten wir auch uns erlaubt, denn er führt uns noch immer.

Und ich wollte Ihnen ja nur in Erinnerung rufen, daß auch er keineswegs immer zu den Gletſchern ſtieg, ſondern auch nach Plundersweilen auf den Jahrmarkt ging. Er hat ſich ſogar ſelber mit Schellen behängt und iſt geſprungen, daß es nur ſo klirrte.

Sie freilich, ſitzend auf hohem Stuhle und wägend die Wage ewigen Ernſtes, dürfen mit Fug und Recht ſagen: Ich gehe

nicht auf den Jahrmarkt; ich bin kein Publikum, das unterhalten ſein will: ich bin der deutſche Ernſt, der kritiſiert.

Sehr richtig, Herr Geheimrat, kein Zweifel iſt erlaubt, Herr Profeſſor!

Aber, eigentlich, was geht das mich an? Will ich etwa Sie unterhalten? Dieſe Vermeſſenheit ſei ferne von mir. Gerade ſo gut könnte ich in den zoologiſchen Garten gehen, um das Nilpferd (ſans comparaiſon natürlich) zu kitzeln. Ihnen darf man nur kommen: in der Linken einen Fauſt, in der Rechten eine Göttliche Komödie.

Und dennoch ſoll dieſes ſchellenbehangene Buch gerade Ihren Namen tragen, Sie gewaltig Ernſter.

Fort mit der Maske der Ergebenheit! Da, ſehen Sie mein wahres Geſicht, das Ihnen lachend die Zähne zeigt —: Ich finde Sie furchtbar komiſch, und deshalb ſoll dies Buch Ihnen gehören, Sie Ausbund von Komik.

Wie? Nach Ihrer Maultrommel ſollen wir tanzen? Was? In Ihrem Takte ſollen wir ſchleichen? Herr des Himmels: Sind Sie unverſchämt!

Wir wollen den Ernſt des Lebens nicht vergeſſen und uns nach allen unſern Kräften bemühen, ihn zu geſtalten; wir wollen, mit heiterer Andacht und fröhlichem Glauben zu ihrem endlichen Siege, der Schönheit dienen und ihr, wenn's nicht anders ſein kann mit dem Beſen in der Hand, die Wege ebnen; wir wollen in alle Schächte der Seele ſteigen und aus ihren Tiefen ihre geheimſten Wunder und Schrecken emporſchürfen, — aber wir wollen uns auch durch keine Legion von eſſigüberlaufenden Sauertöpfen davon abhalten laſſen, ab und an auf dem glöckelnden Bock unernſteſter Laune über die bunten Wieſen des Humors zu reiten, und ſeis auf Koſten unſres Renommés bei allen ernſten Leuten dieſer ausbündig ernſten Zeit.

TAYLOR INST.
Digitized by Google

Und damit, Herr Geheimrat und Professor, befehle ich meine lachende Seele Ihrem ernsten Gehirne

und begrüße Sie,
immer noch voll Ehrfurcht,
aber nicht ohne Heiterkeit,

als Ihr
weiland Günstling
O. J. B.

Schloß Englar im Eppan, als die Edel-Vernatsch-Traube reif geworden war im Jahre Einhundert nach Wolfgang Menzels Geburt.

Inhaltstafel

	Seite
Die beiden Freunde	1
Kaktus	53
Die Lavendel-Ehe	95
Die rote Sphinx	107
Don Juan Tenorio	123
Emil der Verstiegene	177

Die beiden Freunde

Die beiden Freunde

Eine Geſchichte in einer Präambel, vier Maßkrügen, einer Schlußhalben ꝛc.

Präambel

Ich ging mit meinem Freunde Peter die Maximilianſtraße in München entlang und erfreute ihn, denn er iſt ein Maler, durch ſehr ſcharfe und erbarmungsloſe Bemerkungen über die angeborene Schlechtigkeit der Kunſthändler, und er, lieb und erkenntlich, wie er iſt, erquickte mich dafür durch unerſchrocken ſaftige, wie mit dem Pinſelquaſt hingeworfene Invektiven gegen das ſchauverlaſſene Geſchlecht der Buchverleger. Da, wie wir im fröhlichſten Drauf und Dran waren, ſahen wir zwei Männer an einander vorüberſchießen, von denen der eine ſo grimmige, ich möchte wohl ſagen: aufſpießende Blicke auf den andern ſchleuderte, daß mir neben ihrer freſſenden Glut die Zwillingsſcheiterhaufen, auf denen wir ſoeben unſere reſpek-

tiven Nährväter verbrannt hatten, wie ſchüchterne Flämmchen, harmloſe Lichtchen aus den Fettnäpfchen beſcheidener Huldigungsilluminationen vorkamen.

„Du, haſt Du den Blick geſehn? Donner, ja, das war Feuer aus der Unterwelt! Wie hieß denn der Angeflammte, der Kunſthändler?“

Mein Freund lachte: „Sind beides Maler.“

„Pfui, wie kann man ſo konkurrenzwütig ſein. Raum für vielzuviele hat der Glaspalaſt.“

„Aber es giebt nur eine Veneranda!“

„Hm, — wenn es ſich um eine Veneranda handelt . . . !“

„Na, und um was für eine, mein Engel! Sieh mal: ſo ein Profil!“

Und er machte mit dem Daumen der Rechten eine der myſtiſch verzückten Luftlinien, wie ſie blos Maler fertig bringen und verſtehen. Ich aber that ſogleich ſo, als wär ich völlig im Bilde, und ich murmelte, wie Entzückte murmeln:

„Donnerwetter! So ſchön iſt ſie? Ja, dann!“

„Na, und weißt Du: Augen! Augen! Aber es iſt ein Unſinn, von ſo was zu reden. Wenn mans könnte, könnte mans überhaupt blos malen. So . . . na, Du weißt ja wohl, wie ein blaues, tiefes

Waſſer ausſieht, wenn Wolkenſchatten drüber hinlaufen, ſo wechſelnd, weißt Du, mal ſchwach, mal ſtark. Na ja, mit dieſer einfältigen Sprache läßt ſich ja nichts anſtändiges ausdrücken."

„Sei nicht undankbar, Peter! Mit allen Farben der Welt ließe ſich nicht ſo ſchön über Verleger und Kunſthändler ſchimpfen, wie wirs eben in Worten gethan haben. Was hat ſie denn ſonſt noch Tüchtiges an ſich, die beſagte Veneranda?"

„Ja, iſt denn das noch nicht genug! So ein Profil! Und ſolche Augen! Übrigens hat ſie auch noch unglaublich dickes und ſchönes Haar. So den ganzen Kopf voll, wie man ſich gewählt auszudrücken pflegt. Kurzum: eine Gewitterwolke von Haaren."

„Du liebſt die Gleichniſſe, Peter. Du ſollteſt Leitartikel ſchreiben oder Gedichte machen."

Peter ſah mich ſchief von oben an, mit einem Blick, als wollte er ſagen: Wärſt Du nicht mein Freund, ſo ſchlüge ich Dir ein paar Zähne ein. Dann bemerkte er: „Ich begreife die Wuth des guten Gugu-Toni."

„Das iſt Der mit dem böſen Blick? Aber einen ſchönen Namen hat er, das muß ich ſagen."

„Na ja, man nennt ihn ſo, weil er ſeit

Jahren seine Motive in der Au Gugu bei Bozen sucht."

„Da hat er keinen schlechten Geschmack."

„Und nicht blos landschaftlich, wie Veneranda zeigt."

Da endlich erbarmte ich mich seiner. Ich hatte es längst bemerkt, daß er mir die Geschichte zwischen Veneranda, dem Gugu-Toni und dem Anderen erzählen wollte. Aber es war so lustig, zu sehen, wie dieser stolze Worteverächter so worteschwanger war, daß er schier platzte. Ich hatte auch kaum einige Geneigtheit, die Geschichte zu hören, an den Tag gelegt, da hub er schon an:

„Ja, Geschichte! Geschichte! Es ist kaum eine Geschichte. Es ist blos so infam komisch. Eigentlich gräßlich! Wenigstens für den Gugu-Toni. Aber ich muß doch lachen, wenn ich daran denke."

„Siehst Du, mein Lieber" warf ich ein, „so sind wir Menschen. Wenn wir uns amüsieren, bedeutets meistens für einen andern irgend eine Unbequemlichkeit. Darum ist der Humor auch eine unchristliche Einrichtung."

Nun wurde er aber ernstlich wild: „Entweder verzichtest Du darauf, daß ich erzähle, oder Du

verzichteſt darauf, tiefſinnige Sachen zu produzieren. Recht haſt Du übrigens."

„Na ja . .?! Alſo!? Aber nu ſchieß los und erzähle."

Und mein Freund erzählte, indem wir die Maximilianſtraße hinauf, über die Iſarbrücke weg und ſchließlich in den Hofbräuhauskeller gingen, als welcher eine recht paſſende Lokalität für Erzählung von Geſchichten iſt, die zu kurz ſind, um ohne Maßkrugbegleitung zu hinlänglicher Ausdehnung ausgebreitet werden zu können.

Es iſt ſo nett, Geſchichten in Kapitel einzuteilen; es macht ſo einen ſoliden, disponierten Eindruck und giebt dem Ganzen etwas wie ein feſtes Gerüſt. Ich möchte nicht darauf verzichten, wüßte aber nicht, wie ich es in dieſem Falle mit einiger Bedeutſamkeit erreichen ſollte. Da kommt mir, ungezwungen und freundlich, die Einheit des Maßkruges entgegen. Ich gebe meiner Geſchichte ſoviel Einſchnitte, als mein Freund zu ihrer Begleitung Maßkrüge füllen ließ, und beginne ſogleich mit dem —:

I. Maßkrug.

Der Gugu-Toni, ein Maler wiederkäuender Tiere und auch ſonſt ein recht netter Kerl, kam einmal auf die Idee, nach Venedig zu fahren. „Verflucht nochmal,“ ſagte er, „es hängt dort ein alter Hut voll ſchöner Bilder, wie Herr Bädeker behauptet, und die ſollte man ſich wirklich mal anſehn.“ Er ſagte das im Café Luitpold und zu ſeinem Freunde dem Madonnen-Meyer, der alſo genannt wird, weil er die ſchrullenhafte Eigentümlichkeit hat, Madonnen zu malen, ein Sujet, das im Allgemeinen nicht mehr im Schwange iſt, weil der Klerus eine ſo brünſtige Vorliebe für Oeldrucke an den Tag legt.

Der Madonnen-Meyer lächelte, als er Gugu-Tonis Plan vernahm, auf eine faſt ſtiliſtiſche Manier, ſo ſehr war ihm der Archaismus in Fleiſch und Blut übergegangen. Dann bemerkte er gütig: „Lieber Freund, Tizian hat keine Viehſtücke hinterlaſſen.“

„Vermutlich, weil er keine gekonnt hat“, erwiderte mit ſchöner Gelaſſenheit Gugu-Toni. „Uebrigens, mein Engel, intereſſieren mich die Viehſtücke anderer Leute gar nicht. Das machen wir ſelber. Aber ſolche alte Heiligkeiten, weißt Du, na und überhaupt was nicht Viehſtück iſt, das hat meine Liebe. Und außerdem: was ſoll ich mit all dem Gelde für meine „Ochſen an der Gabeldeichſel“ anfangen? Ich fahre nach Venedig!“

Das Geld für die p. p. Ochſen fuhr dem Madonnen-Meyer in die Naſe. Mit einem tiefgefurchten Holzſchnitt-Lächeln bemerkte er: „Wenn Du eine Spur von chriſtlichem Gefühle, aber daran iſt bei Euch nicht zu denken, nein, wenn Du nur eine blaſſe Bohne von Anſtand hätteſt, ſo erſparteſt Du mir das Anhören ſo plumper Protzigkeiten und bedächteſt, wie dieſe Kapitaliſtenmanieren auf einen Menſchen wirken müſſen, der, weil er keine agrariſchen Bilder malt, und weil er überhaupt drei bis dreizehn Jahrhunderte zu ſpät auf die Welt gekommen iſt, ſeine Arbeiten nicht einmal auf dem Hauſierwege los wird.“

Gugu-Toni iſt ein guter Kerl. Wie er den Madonnen-Meyer ſo leiden ſah, brodelte ein großes Gefühl recht angenehm warm in ihm auf, und

er ſprach: „Weißt Du was, Mann: komm mit nach Venedig!“

„Auf Deine Rechnung und Gefahr?“

„Auf meine Rechnung und Gefahr!“

„Wann fahren wir los?“

„Morgen mit dem Frühzuge!“

II. Maßkrug

Alſo, die beiden Freunde fuhren nach Venedig. In Bozen wäre Gugu-Toni beinahe abtrünnig geworden. „Weißt Du was?“, ſagte er, „fahr alleine. Es iſt eigentlich ein Unfug, an der Au Gugu vorbei zu fahren und ſich dieſe alten Heiligen anzuſehen. Wer weiß, während ich dort vor dem alten Zeug herumturne, ſchlachten mir die Hunde hier meine beſten Ochſen.“

Aber der Madonnen-Meyer wußte Troſt und Zuruf: „Die alten ſchlachtet man und junge werden gekalbt. Die Ochſen ſterben nie aus, dafür ſorgen die Stiere. Aber die alten Bilder werden übermalt, und wenn ſie nicht übermalt werden, kommt irgend ſo ein gelehrtes Filou mit einer Brille auf der Naſe und einem Fläſchchen Salmiakgeiſt in der Taſche, ſetzt ſich erſt zwei Stunden vor ſo ein Bild und dann zwei Jahre vor einen Haufen Bücher und beweiſt ſchwarz auf weiß, daß das Bild unecht iſt. Darum: keinen Verzug!

Eilen wir! Auf der Rückfahrt kannſt Du ja bei Deinen Ochſen ausſteigen.“

„Das verſteht ſich am Rande,“ erwiderte der Gugu-Toni, „zweimal fährt kein anſtändiger Menſch an der Au Gugu vorbei.“

Und dann waren ſie denn in Venedig; und es gab keinen Tier- und keinen Madonnen-Maler mehr, ſondern nur noch zwei Künſtler, die ſich gar nicht genug thun konnten vor hellem Entzücken über all die ſchönen Dinge dieſer alten Kunſt.

Anfangs liefen ſie nach dem Bädeker. Dann ſchmiſſen ſie das Buch in die Lagunen und zogen führerlos von Wunder zu Wunder.

„Meine Augen ſind mein Bädeker!“ ſagte der Madonnen-Meyer ſtolz, und Gugu-Toni pflichtete ihm bei. Sie pflichteten einander überhaupt immer bei. Sie waren ſich wunderbar nahe gekommen, und es genügte, daß der Eine nur mit den Augen zu einem Bilde hinaufzwinkerte, um dem Andern zu ſagen, was er fühlte. Hier und da würzte eine kleine freundſchaftliche Bosheit die ſüße Suppe dieſes faſt ans Mythologiſche grenzenden Einver-

nehmens der beiden. Man hätte ſie ſonſt gar nicht wiedererkannt.

Der Madonnen-Meyer: Ich begreife nicht, wie man bei ſoviel anſtändigem Kunſtverſtändnis ewig Gugu-Ochſen malen kann.

Der Gugu-Toni: Ich begreife nicht, woher Einer angeſichts dieſer alten Madonnen den Mut hernimmt, neue zu malen.

Aber im Grunde lernten ſie ſich hier auch künſtleriſch verſtehen. Was eine ſeltene Sache zwiſchen Künſtlern iſt.

„Kapieren ſollte man eigentlich alles können," meinte Gugu-Toni, „aber machen blos das, was man kann."

„Ja, und nicht über das ſchimpfen, was man nicht kann," fügte der Madonnen-Maler bei.

„Überhaupt: Kindlein liebet euch unter einander! Meinſt nicht auch, Max?"

„Natürlich, Toni! Und ſehr lieben! Schon, um ein Gegengewicht zu haben gegen dieſe infame Geſellſchaft, die unſereinem bloß Wurſtigkeit entgegenbringt. Herrgott, wenn ich denke, was die Leute damals für Aufträge kriegten!"

„Na, Max, weißt Du, damals wären eben die Viehmaler verhungert. Es kommt jeder mal dran."

„Hols der Teufel! Aber wenn nur nicht immer ein Jahrhundert dazwiſchen läge. Und ich kann nun mal keine Wiederkäuer malen!“

„Wird ſchon kommen!“

„Niemals!“

„Ich meine das Geld für die Madonnen.“

„Niemals!“

„Na und bis dahin, weißt Du, bis die Mode wieder umkippt, helf ich Dir halt aus.“

„Und ich ſpäter Dir!“

So ſehr liebten ſie ſich!

III. Maßkrug

Eine ganze Woche waren ſie ſo in Venedig, unzertrennlich wie Haaſenſtein u. Vogler, ein Herz und eine Seele, und es ſchien, ſie würden Tandem durchs Leben fahren bis an ihr ſeliges Ende.

Da kamen ſie eines Tages in der Nähe der Kirche San Zacharia bei einem Antiquitätenhändler vorüber. Ein alter Mann mit einem ſchönen Kopfe ſtand vor dem Laden, und da er ſah, daß ſie Intereſſe an einem alten Bilde in der Auslage nahmen, lud er ſie mit Höflichkeit ein, näher zu treten. Mit dem ſcharfen Blicke des Venezianers für Nationalitäten hatte er ſie als Deutſche erkannt und deutſch angeſprochen. Sie folgten ihm alſo und ließen ſich zeigen, was er an Bildern ſtehen, hängen und liegen hatte. Es war nichts rechtes darunter, und die beiden machten kein Hehl daraus, daß die Sachen nur für reiſende Schinkenforſcher Intereſſe hätten, unter welchem Namen ſie übereingekommen waren, die Kunſthiſtoriker zu bezeichnen.

Der Alte zuckte die Achſeln: Ja, die guten Sachen, die doch nur von ein paar Leuten geſchätzt würden, die ſtellte er nicht in ſeinen Laden. Dazu wären ſie ihm zu ſchade, er hätte ſie in ſeiner Wohnung. Da die Herren, wie er mit Vergnügen bemerkte, wirkliches Verſtändnis hätten, und da ſie Künſtler ſeien, als für welche Menſchengattung er viel Sympathie fühlte, ſo ſeien ſie höflichſt eingeladen, ihn zu beſuchen.

Die Einladung war ihnen eigentlich fatal, denn ſie dachten garnicht daran, zu kaufen. Aber der Alte ſchien kein gewöhnlicher Kunſttröbler zu ſein, und, da er ſelber beteuerte, ſie könnten ganz ungeniert kommen und gehen, ohne einen Kauf zu machen, ſo ſagten ſie zu, ihn am Nachmittag zu beſuchen.

„Das iſt ein Leim!“ ſagte Gugu-Toni, „der Kerl kennt die anſtändige Nation der Deutſchen und kalkuliert, daß wir uns eher ruinierten, als ohne ſo einen Schinken abzuziehen.“

„Es iſt ein Leim, zuverläſſig!“ beſtätigte der Modonnen-Meyer. „Ich ſchlage vor, wir brechen unſer Verſprechen.“

„Brechen wirs!“

„Die Sache iſt entſchieden. Jeder iſt ſeinem Portemonnaie der Nächſte. Wir brechen.“

Mit dem angenehmen Gefühle, durch profunde Menſchenkenntnis einer greulichen Gefahr entronnen zu ſein, entfernten ſich die Freunde aus der Parochia San Zacharia und freuten ſich ſchon, was für ſchöne Dinge ihnen der Nachmittag ſpenden würde in Kirchen, Sammlungen, Paläſten, — nur nicht bei dem gefährlichen Alten.

Aber wenn der Himmel boshaft iſt, regnet er.

Eine Weile waren die beiden zwar ſtandhaft und blieben im Hotel. Aber ſchließlich brach der Madonnen-Meyer, der von ſeinem Platz auf dem Sopha direkt den Blick auf einen Oeldruck in Grün und Sepia hatte, knirſchend aus: „Dieſe Symphonie an der Wand idiotiſiert mich.“

„So ſchau doch nicht hin,“ meinte Gugu-Toni.

„Ich muß. Es geht mir wie mit einem hohlen Zahn. Je mehr er mir weh thut, um ſo wütender muß ich drin herumſtochern.“

„Alſo dreh Dich um.“

„Dieſe eingerahmte Kanaille dringt mir durch die Schädeldecke ins Bewußtſein.“

„Aber wir können doch nicht in dieſen Regen hinausſchwimmen!“

„Alſo gehen wir halt in Gottesnamen zu dem alten Gauner! Er muß ſeine Höhle in der nächſten Nähe haben. Sagte er nicht San Tomà?“

„Ja. Gut. Gehen wir. Aber, daß Du mir nicht begeiſtert wirſt, wenn Du was Schönes ſiehſt. Wir finden Alles ſchlecht! Alles! Wir nehmen nichts mit! Abſolut nichts! Und wenn es ein Tizian wäre!“

„Ich kann überhaupt nichts mitnehmen. Du haſt die Hoſen mit dem Portemonnaie an.“

Da brauſte Gugu-Toni auf: „Du biſt ein Prolet! Das iſt doch wahrhaftig ekelhaft! Hab' ich Dich eingeladen, mitzukommen, damit Du mich wie einen vermögenden Kunſtfreund behandelſt? Es verſteht ſich doch am Rande, daß, wenn uns was gefiele, wir es für uns zuſammen kaufen. Ich habe Dir geſagt: Wir teilen Alles auf der Reiſe. Und nun benimmſt Du Dich, als wenn ich Dich hungern ließe!“

Das rührte nun wieder den Madonnen-Meyer ſehr, und er ſprach in überſtrömender Ergriffenheit: „Du haſt recht, Toni, ich bin ein...“

„Nenne das Tier nicht! Es gehört zu meinen Modellen! Aber ſei ſo gut und vergiß nicht, was

ich nun zum letzten Male gesagt habe: Wir teilen absolut und ausnahmslos!“

Der Madonnen-Meyer schämte sich, wie ein Mensch, den man aufmerksam gemacht hat, daß seine Garderobe an fataler Stelle lückenhaft ist. Und er sprach mit leiser Feierlichkeit und bedeutsam: „Nein, ich will es nie vergessen.“

TAYLOR INST. OXFORD

Des IV. Maßkrugs erſte Halbe

Der alte Antiquar wohnte in einem alten Palazzo und empfing die beiden Freunde mit der Würde eines alten Nobile.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind. Sie werden es nicht bereuen. Oh! Ho delle belle cose! Einen Giorgione!“

„Na, na,“ meinte der Madonnen-Meyer, „wir wollen gar nicht ſo hoch hinaus. Wir ſind ſchon mit einem Tizian zufrieden.“

„Oh, Signore, höhnen Sie nicht. Es iſt ein Giorgione! Assolutamente. So ſchön, ſo echt, daß ich ihn nicht verkaufe. No! Invendibile! Der gehört nicht zu dem Trödel. Ich darf ihn nicht verkaufen. No! No! Ich hätte ewigen Jammer im Hauſe, wenn ichs thäte. Un continuo tormento! Meine Tochter würde es nicht zugeben. Mai! Mai! Sie würde es nicht zugeben. Mai! Mai! Sie hält ihn feſt. Ja! Sie liebt ihn. Ja! Un amore profondo! Und ſie hat recht. Oh, mein Giorgione!“

Der Alte trippelte vor Entzücken und führte

die Freunde in einen langen Saal, in dem ein paar hundert alte Bilder, Büsten, Vasen, Truhen, Schränke, Tische, Teppiche, Waffen herumhingen, standen und lagen.

„Sehen Sie sich das erst an, meine Herren. Guardino! Gute Sachen. Allerlei gute Sachen. Oh ja: gut, gut! Davon können Sie haben, Tutto da vendere! Das ist schön? Wie? Oh ja: schön! Guardino, guardino!“

Der Madonnen-Meyer schoß von Stück zu Stück und wurde von Stück zu Stück aufgeregter.

„Donnerwetter ja! Sie haben ja herrliche Sachen. Ganz köstliche! Das ist ja wundervoll! Wundervoll!“

Gugu-Toni bremste: „Halt doch das Maul!“ Aber er selber kam auch bald ins Schwärmen.

Der Alte war entzückt.

„Oh, das ist schön, wenn Leute kommen, die Verstand in den Augen haben, gente, che comprendeno. Da zeigt man gerne. Aeh, die vielen andern, die blos so herumgehen und blind sind und nichts können als fragen: Cinquecento? Quanto costa?“

„Aber wo ist der Giorgione? Ich sehe keinen Giorgione!“ rief der Madonnen-Meyer.

„Der Giorgione, Signori, ist nicht hier," antwortete der Alte feierlich. „Diese Sachen sind schön, sind gut, sind echt, sind eminent. Meravigliose! Aber der Giorgione ist nicht unter ihnen. Oh mai! Er würde sie zerdrücken, vernichten. Nein, der Giorgione kann nicht unter ihnen sein. Non è possibile. Der Giorgione hat ein Zimmer für sich."

„Ah!"

„Ja, der Giorgione wohnt bei meiner Tochter."

Die beiden mußten lachen.

„Warum lachen Sie?" fistelte der Alte ärgerlich. „Er ist nicht lächerlich, der Giorgione. Non è ridicolo. Er ist sublim. Er ist, ja, ah, er ist ein Gedicht. Una poesia! Sie werden nicht lachen, wie Sie ihn sehen. Sie werden beten. O! Ja! Kommen Sie! Vengano."

„Der Alte ist übergeschnappt", meinte Gugu-Toni leise, während sie hinter dem ganz aufgeregten Antiquar hergingen.

Der klopfte an eine Thüre, lauschte, klopfte noch einmal, dann drückte er auf eine Klinke.

„Kommen Sie, meine Tochter ist nicht da."

Aber wie sie eintraten, öffnete sich auf der andern Seite eine Thüre, und ein junges Mädchen trat von dort gleichzeitig mit ihnen ins Zimmer,

ein Mädchen, wie aus einer antiken Gemme geschnitten, ein griechischer Kopf auf dem Körper einer Spanierin.

„Sti quà xe quei do pittori tedeschi, che vol veder' el nostro Giorgione," erklärte der Alte.

Das Mädchen machte eine leichte Verbeugung und lächelte: „Dort."

Das Bild hing verhüllt über einem alten Renaissance-Sopha.

„Versi la coltrina!" flüsterte der Alte nervös.

Sie zog den Vorhang bei Seite.

Es sah schön aus, wie sie's that. Ein bischen schüchtern, aber man merkte, wie stolz sie auf diesen Schatz war.

Ah!

Das Bild war herrlich. Ein junger Mann auf einem Säulenschaft, der in eine Landschaft hinein zu träumen schien, aber über die Köpfe der Beschauer hinweg, mit jenem Blicke tiefstruhigen Versunkenseins. Diese Augen! Solche, die noch nie begehrt haben und unschuldig, doch mit Hingabe empfangen. Und doch die Augen eines jungen Mannes, der einmal gebieten und besitzen wird.

Die beiden Maler geriethen außer sich.

„Siehst Du, das ist das, was wir heute noch

nicht wieder können! Der Kerl guckt über uns weg. Aus unſern Bildern ſchielts immer."

„Das, das iſt . . . Der Teufel auch, was iſt es denn eigentlich? Woran liegts denn? Weißt Du's?"

„Laß doch! Ich weiß gar nichts. Naiv, wie?"

„Quatſch: naiv! Was heißt denn das? Das iſt . . ."

„Sonderbar, das iſt ſo, ſo abſolut, weißt Du."

„Hm. Ja. Man merkts gar nicht, weshalb das Ding ſo wirkt. Es iſt einem ganz wurſcht, wie es gemacht iſt."

„Es ſteht da, wie wenn Einem plötzlich auf der Straße was ſchönes anſieht, das Einen raus-reißt aus dem Matſch, ſo, wie wenn Einen mitten im Tumult ein ſchönes Mädchen anſieht, nein, nicht anſieht, blos ſo mit den Augen vorbeiſcheint."

„Das Seltene iſt's, Max, das Seltene, das Einem aber doch eigentlich ganz vertraut iſt."

„Man erinnert ſich an das Beſſere, das man ſonſt immer vergeſſen hat . . ."

„Gott, was für infame Eſel ſind wir!"

Beſonders der Madonnen-Meyer ſchwärmte und beſchuldigte ſich unaufhörlich der gräulichſten Stümperſchaft, ſchwor, alle ſeine Quadrat- und Oval-

Schinken zu zerschneiden, zerhacken, zermalmen, und fuhr sich wild in den Haaren herum.

Die Tochter des Antiquars, die er nicht mit einem Blick betrachtete, schien innerlich jedes Wort mitzusprechen, sie verwandte kein Auge von ihm, während sie ihrerseits vom Gugu-Toni, der sich schneller abgekühlt hatte, mit mehr als Aufmerksamkeit betrachtet wurde.

Schließlich mußte man gehen. Aber beide Freunde baten inständig, wiederkommen zu dürfen. Der Alte, der vor Entzücken tanzte, daß sein Heiligthum so stürmisch verehrt wurde, antwortete einfach: „Jeden Tag, Signori, jeden Tag! Wir freuen uns mit Ihnen! Kommen Sie nur!“

Und das kleine Fräulein sagte mit ein wenig gedämpfteren Worten dasselbe.

Als die Freunde am Portale standen, raufte sich der Madonnen-Meyer immer noch die Haare.

„Das Bild! Das Bild! Herrgott! das Bild!“

„Ja, es ist sehr schön!“ sagte Gugu-Toni.

„Schön! Schön?! Schön??! Quatsch! Gar nicht schön! Was heißt schön? Es ist rasend!“

„Du bist verrückt, Max! Du bist hypnotisiert. Hast Du denn das Mädchen nicht gesehen?“

„Was für ein Mädchen?“

„Die Tochter.“

„Herrgott, was für eine Tochter?“

„Na, die von dem Alten!“

„Ja ſo! Ja wohl. Ganz nett.“

„Sie iſt herrlich!“

„Laß mich aus. Ich pfeife auf ſchöne Mädchen, wenn ich ſowas ſehe.“

„Na ja, ja! Dich hats. Übrigens haſt Du recht: Das Bild iſt koſtbar.“

„Reden wir nicht! Reden wir nicht! Die Augen!“

„Merkwürdig für eine Italienerin: ſie ſind blau.“

„Himmelherrgottsdonnerwetter, ich ſpreche nicht von dem Frauenzimmer!“

Des IV. Maßkrugs zweite Halbe

Also, die beiden Freunde gingen wieder zu Signor Laurenti, so hieß der Antiquar, und besuchten den Giorgione, der bei Fräulein Veneranda wohnte. Wohl an die zehn Male machten sie den Weg.

Sie wunderten sich manchmal selber darüber, daß sie jeden Tag nach Tisch den alten Thürklopfer mit dem Delphinrachen in der Hand hatten. Sie äußerten auch ihre Verwunderung und beteuerten, daß es anfinge, lächerlich zn werden, ewig dieses Bild zu besuchen.

„Pardon, Toni, sei so freundlich und lüge nicht: Du hast schon gestern den Giorgione überhaupt nicht angesehen. Du gingest auch hin, wenn der Öldruck mit den Ragoutfarben über dem Sopha hinge," erklärte der Madonnen-Meyer mit dem Tone einer gewissen Geringschätzung.

„Ha! Köstlich! Wirst Du nicht gleich sagen, ich wäre verliebt?"

„Ich ſage gar nichts. Ich habe blos Augen zum Sehen im Kopf.“

„Schon recht. Natürlich! Ich bin der Idiot, der Materialiſt, der blödſinnige Seladon. Als ob man nicht auch ein rein äſthetiſches Vergnügen an einem ſchönen Mädchen haben könnte!“

„Mein Gott, ich mache Dir doch keine Vorwürfe! Jeder nach ſeinem Temperament. Heirate meinetwegen den Wulſt Haare.“

„Lächerlich! Die Perſon iſt mir ſehr ſchnuppe.“

„Na alſo?“

„Ja, was denn?“

„Reden wir von was Beſſerem!“

„Jedenfalls nicht darüber!“

Und in der That, es wurde zwiſchen ihnen der Name Venerandas nicht mehr erwähnt. Man war zwar jeden Nachmittag und einmal auch des Abends mit ihr und dem Alten zuſammen, aber man hütete ſich mit wahrer Angſt, ihren Namen in den Mund zu nehmen.

Das war ſonderbar und unbequem. Man war ſich noch herzlich Freund, aber man fühlte was Hinderndes zwiſchen ſich.

Der Gugu-Toui empfand es offenbar am ſtärkſten, denn eines Tages eröffnete er dem Madonnen-Meyer, daß er nicht mehr Luſt habe,

als Amphibium zu leben. Er ſehne ſich nach Erde und grünen Wieſen mit Rindvieh, überhaupt nach Landſchaft. Er ſei doch kein Marinemaler, und das Lagunenvieh reize ſeinen Pinſel nicht im mindeſten. Wenn's wenigſtens noch Seeſtiere gäbe. Aber ſo ....

„Ich möchte weiter. Nach Florenz!"

Der Madonnen-Meyer nickte merkwürdig ernſt, faſt im Stile der byzantiniſchen Moſaiken von San Marco. Dann ſagte er: „Dann werde ich, wenn Du mir das Reiſegeld pumpſt, nach München zurückreiſen."

Und Toni, ohne ihn auch nur andeutungsweiſe zum Mitreiſen einzuladen, zog ſehr ſchnell ſein Portemonnaie und gab das doppelte.

„Danke ſchön!" ſagte der Madonnen-Meyer, der überhaupt etwas maulfaul geworden war in der letzten Zeit.

Abſchiedsbeſuch beim Giorgione. Aber als höfliche Leute beſchäftigten ſich die beiden, der Madonnen-Maler nicht ausgeſchloſſen, diesmal mehr mit dem lebendigen Mädchen als mit dem gemalten Jüngling.

Gugu-Toni that es mit verhaltener Wehmut. Sein Ausdruck hatte etwas Hülfloſes. So ſehen Kinder aus, die zum erſten Male von Muttern müſſen. Heiß, wie von neapolitaniſchen Lippen, wogte ſein: a rivederla. Selten gelingt Germanen ein ſo dumpf gerolltes rl, wie es dieſer Tiermaler hier vollbrachte.

Der Madonnen-Meyer ſagte blos: Adieu.

Die Schlußhalbe

Erſt fuhr Meyer ab. Drei Stunden ſpäter Toni. In ſechs Stunden war Meyer in Bozen. In zehn Stunden Toni in Florenz.

Das giebt für Meyer einen Vorſprung von rund ſieben Stunden.

Vorſprung? Wieſo?

Geduld! Gleich wird ſichs enthüllen.

Wir ſind bei der Peripetie dieſer ſonſt undramatiſchen Geſchichte. Jetzt gilt es Ruhe!

Wir ſehen im Geiſte zwei Eiſenbahnzüge. Mit Geſtampf und Geratter ſauſen ſie durch die Nacht. Südwärts der eine. Nordwärts der andere. Die Paſſagiere, voran Alt-Englands reiſegeübte Söhne, ſchlafen den Rumpelſchlaf.

Nur zweien verſagt ſich der Mohn-Gott. Aufrecht ſitzen Meyer und Toni und ſtarren durchs Kupeefenſter in die Nacht, dorthin, wo Venedig liegt.

Denkt Meyer an Toni? Denkt Toni an Meyer? Nein: Beide denken an Veneranda.

Wehe! Auch Meyer?

Ja! Auch Meyer.

Meyer denkt: Was ſoll ich in München?

Toni denkt: Was ſoll ich in Florenz?

Beide denken: Veneranda iſt in Venedig.

Meyer denkt: Der gute Toni wird bald im blumigen Florenz ſein. Eine intereſſante Stadt. Gott ſchütze ihn und erhalte ihn dort recht lange und bei guter Geſundheit.

Toni denkt: Der gute Max wird bald im braven München ſein. Es ſitzt ſich allda recht kühl und angenehm im Hofbräuhaus. Gott ſchütze ihn und erhalte ihn dort in Frieden.

Beide denken: Veneranda iſt in Venedig.

Meyer denkt: Der Toni iſt ein guter Kerl, aber ...

Toni denkt: Der Max iſt ein braver Burſche, aber ...

Beide denken: Aber Veneranda iſt mir immerhin lieber.

Meyer denkt: Es iſt eine Gemeinheit von mir, wenn ich jetzt heimlich wieder nach Venedig fahre, aber ...

Toni denkt: Es ist nicht nett von mir, wenn ich jetzt heimlich wieder nach Venedig fahre, aber ...

Beide denken: Aber Veneranda ist in Venedig.

Und beide lächeln. In diesem Lächeln steckt das Wort: Was kann da sein?

Dann studieren beide das Kursbuch. Es scheint, daß beide mit dem Resultate ihres Studiums zufrieden sind.

Meyer denkt: Ich habe in Bozen gerade Zeit, einen Korb Pfirsiche zu kaufen.

Toni denkt: Es langt in Florenz gerade, einen Korb Rosen auszusuchen.

Beide denken: Was wird sie für Augen machen!

Wir haben die Peripetie überstanden. Nun fragt sichs blos noch, wies ausgeht.

Wer wettet auf Gugu-Toni? Wer wettet auf den Madonnen-Meyer?

Die Chancen sind gleich. Zwar hat Meyer mit den Pfirsichen sieben Stunden Vorsprung, aber Toni mit den Rosen ist, wie wir wissen, schon früher nicht faul gewesen und hat seine Blicke

feurig und beredt ſpielen laſſen, als jener blos immer den Giorgione anſtarrte und die Gegenwart des ſchönſten griechiſchen Gemmenkopfes auf dem biegſamſten ſpaniſchen Körper gefühllos überſah.

Der eingeſchobene Radi

Wie mein Freund Peter mit ſeiner Erzählung bis hierher gediehen war, ließ er ſich einen Radi kommen, ſchälte ihn ganz langſam und ſprach: „Es iſt doch eine Gemeinheit? Nicht?!“

„Oh ja,“ ſagte ich, „und ich hoffe deshalb, daß ſich beide ſchneiden. Veneranda hat jetzt eine erhabene Miſſion: Sie muß die verletzte Freundestreue rächen. Sie braucht gar nichts zu ſagen, ſie braucht blos die beiden Körbe zu nehmen, zu leeren und mit hoheitsvollem Schweigen zurückzureichen.“

„Ja“, warf da Freund Peter ein: „Wenn ſie nun aber ſelber ſchon verliebt iſt?“

„In welchen??“ rief ich ſchnell.

Aber Peter, ſehr gelaſſen: „Nicht ſo voreilig, mein Junge! Erſt der Radi! Siehſt Du: Dieſer Radi kommt in jeder guten Geſchichte vor. Koſten wir ihn aus“!

„Er könnte ſaftiger ſein,“ meinte ich, um ihn durch Ärger anzuſpornen.

„Er hat blos noch nicht geſchwitzt. Es iſt überdies ein techniſcher Fehler, dieſen Novellenradi ſo ſchnell aufzueſſen. Laſſen wir ihn ſchwitzen und ſtellen wir unterdeſſen ein paar moraliſche Betrachtungen an. Z. B.: Wer iſt der Gemeinere von den Beiden?“

„Hm. Eine Preisfrage. Schön iſts von beiden nicht, aber beim Madonnen-Meyer kommt noch die Schnödigkeit des Undanks dazu,“ fand ich.

Peter machte ein ſchiefes Geſicht: „Nun ja; Undank; gewiß; es iſt nicht nett von Meyer'n, daß er ſich erſt mit nach Venedig nehmen läßt und dann verſucht, auf eigne Fauſt zu rauben. Aber das iſts ſchließlich doch nicht eigentlich. Der Gugu-Toni ſteht moraliſch, find ich, deswegen reiner da, weil er ja keine Ahnung davon hat, daß auch Meyer in Flammen ſteht. Der Gugu-Toni iſt überhaupt nur in ſofern zu tadeln, als er nicht mit deutſcher Ehrlichkeit gerade herausſagte: Max, reiſ' nach Hauſe; Du ſtörſt mich jetzt; es iſt ein Objekt erſchienen, auf das wir unſern Schwur, zu theilen, nicht anwenden können!“

Peter ſagte das ſehr ernſt. Dann fuhr er ebenſo ernſt fort: „Dieſer Schwur, zu theilen, iſt, wie Du bemerken willſt, überhaupt der Konflikts-punkt! Da liegts! Darin haben beide gefehlt, daß

ſie den vergeſſen haben! Sie hätten Veneranda theilen müſſen!"

„Du biſt verrückt!"

„Ich meine nicht: halbieren, ſondern ich meine: Gugu=Toni hätte ſagen müſſen: Wir haben uns gelobt, daß keiner von dieſer Reiſe etwas für ſich alleine behalten ſoll. Nun iſt aber dieſe Veneranda aufgetaucht, die nicht gemeinſchaftlich beſeſſen werden kann. Entweder alſo: entbinde mich in dieſem Falle meines Gelöbniſſes, oder, wenn du ſelber zu beſitzen wünſchſt, komm mit mir überein, daß jeder von uns eine Woche lang ſelbſtändig werben kann. Wer der Erſte ſein ſoll, dies werde ausgeknobelt."

Peter ſagte das mit dem ganzen Ernſte und der breiten Sicherheit eines Münchener's, der vier und eine Halbe Maaß ohne Überanſtrengung genoſſen hat. Ich, der ich nicht ſo weit und daher moraliſch nicht ſo gefeſtet war, mußte lachen:

„Aber Peter! Die Liebe! Die Liebe! Da iſt Kampf die Parole. Kampf mit Liſt oder Gewalt. Verliebte greifen zu. Wenn ſich was greifen läßt."

Peter warf den Reſt des Radis mit Trauer in den Sand:

„Das iſt eben das Schnöde am Menſchen, daß

er nur in Nebenſächlichkeiten anſtändig iſt. Wo's um die Wurſt geht, ſchnappen die Hunde. Ach, und daß die Würſte dem frechſten Maule am nächſten hängen!"

„Ja, ja," meinte ich, um nicht Frivolität zu verraten.

„Und Veneranda war auch ſo eine Wurſt," klagte Peter und ſah in den Krug.

Damit ſind wir aber aus der Moral heraus und wieder in der Geſchichte.

Der Schluß-Halben Reſt

Der Madonnen-Meyer war natürlich von Kursbuchs wegen zuerſt in Venedig. Kaum, daß er ſich Zeit nahm, ſich auf dem Markusplatze die Stiefeln putzen zu laſſen, — gleich lief er ins Haus des Antiquars.

Veneranda war allein.

„Ah!“ ſagte ſie, aber in dem Wort lag ein ganzer Satz, nämlich: Darauf war ich gefaßt, und es freut mich, daß ich mich nicht geirrt habe.

Der Madonnen-Meyer, ohne den Giorgione auch nur eines Blickes zu würdigen, und mit unfehlbarem Inſtinkt aus dieſem Ah den ganzen Satz erfaſſend, ging mit der Angſt des böſen Gewiſſens und mehr noch mit der Zuverſicht des Mannes, der das Prävenire mit Glut zu ſpielen weiß, ſogleich ins Zeug.

Es iſt unmöglich, in derſelben Kürze, wie es geſchah, zu erzählen, wie es gemacht wurde. Es

ſpielen da eine Menge Faktoren mit, die überhaupt nicht erzählt werden können und die Sache doch unendlich mehr fördern, als Worte. Die Augen z. B., gewiſſe Tonfallnüancen, ganz kleine Bewegungen, — kurz: das gehört ins Gebiet der Mimik.

Binnen einer halben Stunde hatten ſich die Beiden ſo vollkommen ausgeſprochen, daß es im ganzen Gebiete des Menſchlichen nichts gab, das ſie ihrer Meinung nach nicht vollkommen erſchöpft hätten.

Beſonders bedeutſam war vom Magnetismus die Rede. Zwiſchen ihnen, ſo behaupteten ſie mit aller Beſtimmtheit, ſei ein magnetiſches Band unabläſſig thätig geweſen, ſie immer feſter aneinander zu ſchließen. Veneranda ging darin am weiteſten, indem ſie die Länge dieſes Bandes bis München ausdehnte und behauptete, es ſei ſchon dageweſen, ehe ſie ſich gekannt hätten. Ob Max nicht bemerkt hätte, daß die Augen des Jünglings auf dem Giorgione genau die ſeinen wären?

Das war kühn, denn der Madonnen-Meyer hatte ebenſo ausgeſprochen blaue wie jener träumeriſche Jüngling braune Augen hatte. Aber da Liebe blind iſt, muß ſie wohl auch farbenblind ſein.

Auch vom Gugu-Toni war im Vorbeigehen die Rede.

„Ach, der iſt drollig," meinte Veneranda, und der Madonnen-Meyer war verworfen genug, recht herzlich dazu zu lachen.

Ernſthaft wurde das Geſpräch, als es auf den Signor Papa kam. Der Madonnen-Meyer meinte nämlich, die Väter ſeien bei ſo ſchnellen magnetiſchen Verbindungen immer etwas zweifelhaft. Aber Veneranda ſang:

Col diudirindi, col dandarandà
Bella figliuola carciofolà.

Der Madonnen-Meyer verſtand davon zwar kein Wort, aber er wußte doch, was es hieß, und ſah dem Erſcheinen Signor Laurentis mit Ruhe entgegen.

Und dieſer Vater war auch wirklich eine Perle. Einen Maler, der ſeinen Giorgione für das beſte Bild der Welt erklärte, als Schwiegerſohn zu haben, war ihm durchaus recht. So kam das Bild einmal in gute Hände. Und überdies: wann hätte er ſeiner Veneranda etwas verſagt? Er konnte das Kind nicht weinen ſehn, — und er ſtellte ſich deutlich vor, wie ſie weinen würde, wenn er gerade jetzt zum erſten Male No! ſagte. Um Gotteswillen!

Nein, nein! Va bene! Ein bischen Geld ſtand ja auch in Ausſicht. Und dann das Talent! Veneranda erklärte, der Madonnen-Meyer ſei der erſte Maler Deutſchlands. Sie hatte es auf magnetiſchem Wege.

Um dieſelbe Stunde, als der Madonnen-Meyer beim Abendeſſen das Zeitwort amare konjugieren lernte, kam Gugu-Toni mit einem Rieſenkorbe florentiner Roſen in Venedig an. Ein Maler ſchleppfüßigen Rindviehs mit Roſen! O ewige Macht Liebe!

Er ließ ſich nicht die Stiefel putzen, aber er hatte auch nicht den Mut, gleich vorzuſprechen. Dafür ließ er ſich träumeriſch in einer Gondel an dem alten Palazzo vorbeifahren. Er ſah hinauf. Ah, da, hinter der grünen Gardine ſaß ſie wohl; das war ihr Schatten, oh! oh! dort im Balkonzimmer. Gott, war ſie fröhlich! Er hörte ihr Lachen. Und dann die Guitarre. Ob ſie das iſt, die ſpielt? Ja, ja, jetzt ſang ſie, und er erkannte die Stimme.

Allargate signori.
Fa sol la si la sol si.
Ma non posso professò.
Aiersera do re mi fa
L'innamorato mio m'ha fatto trapassa.

Auch Gugu-Toni verstand, wie der Madonnen-Meyer, der dabei saß, kein Wort davon — dafür wußte er aber auch nicht, was es hieß.

Am nächsten Morgen erschien er mit seinem Korb Rosen.

„Ah," sagte Veneranda, aber es war kein ganzer Satz in diesem Ah. Es war ein infam gewöhnliches Ah, ein Ausschuß-Ah ohne Tiefe und Klang; man könnte Puppen herstellen, die es produzierten, wenn man sie auf den Bauch drückt. Höchstens konnte man daraus hören: Was, Der auch?

Gugu-Toni hörte gar nichts daraus, aber es war ihm, als zöge es irgendwo; etwas Kaltes blies ihn an. Daher es kein Wunder war, daß er von dem, was ihn hergetrieben hatte, nichts sagte, obwohl er sichs eigentlich bei allen Ochsen der Au Gugu geschworen hatte, zu reden, „komme, was wolle."

Er sagte überhaupt nicht viel, und Veneranda that desgleichen. Über die Rosen freilich sagte sie ihm Verbindliches. Sie seien so schön, ah, so schön. Gerade so schön, wie die Pfirsiche, die Max aus Bozen gebracht habe.

Max? Aus Bozen? Um Gottes Willen: was für ein Max? Doch nicht . . .?

Gugu-Toni, der alles dies in weniger als dem Tauſendſtel einer Sekunde ſchreckhaft dachte, ſagte kein Wort, aber ſeine Augen entluden einen Schwall gräßlich erſtaunter Fragen.

Worauf Veneranda es für geraten hielt, nicht zu antworten. Das liebe Mädchen hatte nun ja glücklich gemerkt, was die Roſen aus Florenz dufteten. Und nun dachte ſie ſich, wie die Weiblichkeit in ſolchen Fällen zu denken pflegt: Der arme Kerl! Ach, der arme Kerl! Nein doch, der arme Kerl! Aber dies Bedauern war gemenget mit Süßigkeit: Gott, iſt das angenehm, zu haben, was man will, und ſich noch ſagen zu können, daß man bloß hinzugreifen brauchte, um auch noch was anderes zu kriegen.

In dieſem Augenblicke innigen Wohlgefühls (für Veneranda, denn Toni war durchbohrt von tauſend Spicknadeln unſicher bohrenden Argwohns) that ſich die Thüre auf, und Signor Papa erſchien. Sein erſtes Wort war: „Ah! Lei è qui! Das wird eine Freude für Max ſein!"

Toni machte eine Verbeugung von mehr Graden, als er je eine in ſeinem Leben gemacht hatte. Am liebſten hätte er ſeinen Kopf direkt auf den Teppich gelegt. Das Wort Max tremolierte in ſeinem Schädel. Max! Max? Warum gerade Max! Welcher

Italiener heißt Max! Sollte? . . . ? Nein! Sein Max hieß in dieſem Hauſe doch Meyer!

Er faßte ſich etwas und ſprach: „Sie haben Beſuch? Auch ein Deutſcher?“

Das machte dem lieben Vater unausſprechliches Vergnügen. „Hohohoho!“ lachte er, „jawohl! Va bene: ein Deutſcher! Hohoho! Veneranda! Oh senti! ‘Auch ein Deutſcher!’ Oh, vado subito a prenderlo!“ Und er lief ans Fenſter. „Eccolo! Da kommt er ſchon! Curri! Curri! Hat auch Blumen gekauft, el galante!“

Schnelle Schritte im Korridor. Ein Stuhl fällt draußen um. „Hoppla!“ Eine Thür geht.

„Auch ein Deutſcher, Signore! Hohohoh!“

Thürenklopfen, wie Trommelwirbel.

„Avanti! Avanti! Grandiosa sorpresa!“

Thüre auf.

„Herrgott!“

Dem Madonnen-Meyer wären faſt die Blumen aus der Hand gefallen.

„Du? . . . !“

Das ſagten Beide. Aber ſie ſagten es nicht im gleichen Tone. Sie machten auch nicht die gleichen Augen dazu.

Der Ausdrucksvollere war Toni.

Sie gaben sich die Hand. Es war das letzte Mal in ihrem Leben. Drum drückte wohl Toni auch so fest zu.

Der Antiquar war selig. „Che sorpresa! Che sorpresa!“ Sein Lachen war ein Geträller.

Veneranda war ganz still. Ihr wurde doch ein bischen Angst, wie sie sah, daß Toni, eben noch dunkelrot, jetzt ganz weiß geworden war.

Auch der Madonnen-Meyer merkte, daß in Toni etwas Bedenkliches vorging. Er versuchte es daher mit grundbaierischem Gemütstone: „Ja, was wär denn jetzt dös?“

Der Ton fiel aber wie ein Stein in einen Tümpel. Kein Klang. Kein Echo.

Toni antwortete gar nicht, sondern sah blos so vor sich hin. Plötzlich sagte er mit großer Kühle: „Ich möchte nicht stören . . . Ich muß auf die Bahn . . . Mein Zug geht 11 Uhr 30.“

„Was, Du fährst? Nach München? Aber dann bringen wir Dich auf die Bahn! Gelt', Veneranda?“

„Gelt', Veneranda?“ sagte das Scheusal!

Toni hätte ihn zerstampfen mögen.

Aber Veneranda, erleichtert, rief: „Ja, ja! Wir bringen Sie auf die Bahn!“

„Aber ich bitte,“ ſtammelte Toni abwehrend.

Nun aber rief auch der Antiquar: Naturalmente! Wir bringen Sie auf die Bahn!“ Und zum Fenſter hinaus: „Gondola! Gondola!“ „Subito, paron!“ klangs zurück.

Veneranda hinaus, den Schleier zu holen. Der Vater hinaus, den Hut zu holen.

Die Beiden allein.

Max wollte ſich ausſprechen. Er ging auf Toni zu und ſtreckte die Hände aus. Etwas feierlich.

„Schau, Toni . . .“

Aber Toni ſtieß ſeine Hände in die Hoſentaſche, ſah den Madonnen-Meyer mit einem ſtracken Auf- und Abzucken des Kopfes wild von oben bis unten an und ſagte bloß: „Pfui Teifel!“ Dabei belaſtete er das Teifel ſo mit Betonung, daß es faſt ein Schrei wurde. Dann drehte er ſich um und ſtarrte mit einem grimmigen Lächeln in ſeinen Roſenkorb.

Der Madonnen-Meyer zuckte mit den Achſeln. Dann ſagte er: „Wie Du willſt. Übrigens könnte ich gerade ſo ſchimpfen. Was Du nicht willſt, das man Dir thu u. ſ. w.! Haſt Du mich vielleicht

orientiert? Überhaupt: Du biſt ſchon heiter! Was geht es denn Dich an, mit wem ich mich verlobe?"

„Verlobe!" knurrte Toni.

„Oder biſt Du wegen dem Giorgione umgekehrt? He?"

„Jetzt halts Maul, ſag' ich!"

„Himmelſakra, red nicht in dem Tone! So ſtehen wir nimmer. Das is vorbei, vorbei is!" Jetzt wurde er wütend. Er fühlte ſich ein bischen hausherriſch. Kam da einer und inſultierte ihn in ſeinem eigenen Hauſe! Er hätte ihn hinauswerfen mögen.

Es hätte vielleicht wirklich ein kleines Handgemenge gegeben, wenn nicht jetzt Veneranda und der Alte eingetreten wären.

„Die Gondel iſt da," ſagte Veneranda mit ſüßem Tone.

„Alſo, fahren wir!" ſagte Max etwas herber.

Und der Gugu-Toni war ſo zernichtet, daß er ſich wirklich auf die Bahn bringen ließ und das Schauſpiel erduldete, die beiden Schlangen traulich aneinander geſchmiegt auf dem Gondelpolſter vor ſich hingegoſſen zu ſehen. Eine anmutige halbe Stunde das.

O, daß die Lagune tief wäre, wie der Ozean! Aber ſie iſt nur ſchmutzig und voll Schlamm wie die Seele dieſes . . . dieſes . . .

O! . . .

Der Abſchied auf der Bahn ließ an Herzlichkeit zu wünſchen übrig.

Der Rettigſchwanz

Meinem Freunde Peter war das Bier ſchon ausgegangen, als er in der Erzählung beim Eintritte des Madonnen-Meyers angelangt war. Deshalb, fürcht ich, hat die Geſchichte zuletzt einen etwas traurigen und grauſamen Ton angenommen.

Indeſſen, als er den Gugu-Toni nebſt Begleitung glücklich an den Zug gebracht hatte, raffte er ſich auf. Er nahm den Rettigſchwanz, den er vorhin in jener ſchönen Regung von Menſchheitsekel weggeworfen hatte, vom Boden auf, ließ ihn zwiſchen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand rundum wirbeln und ſprach mit dem heiteren Tone, den nur der beſitzt, der in den Erfahrungen dieſer Welt linde abgebrüht iſt, den Epilog zu dieſer lehrreichen Geſchichte wie folgt:

„Dreh dich, Schwänzchen, dreh dich! Siehe, aus einem Rettig kann man luſtige und traurige Geſichter ſchneiden, wie das jene geſchickten Leute

thun, die mit Rettigköpfen oder Kartoffeln Schickſale der Menſchen tragieren. Das iſt Kunſt. Mich freilich dünkt es zuweilen, das Beſſere ſei, man eſſe ihn wie er iſt, rauh und mit ſeinem runzligen Urgeſichte. Und ſein Schwänzchen laſſe man tanzen, indeſſen man verdaut . . . Dreh dich, Schwänzchen, dreh dich. Aber höre zu deinem gedankenloſen Tanze dies: Es iſt mit den Menſchen nicht anders als mit den Rettigen. Das Urgeſicht ihres Lebens, ob gut ob böſe, kriegen ſie vom Schickſal, und ſo iſt es originell und echt. Wir thun gut daran, ſie zu nehmen wie ſie ſind, und nicht erſt viel herum zu ſchnitzeln, wie wir ſie möchten. Wozu denn? Ein jeder muß genoſſen werden, wie er gebacken iſt. Den Reſt aber, den man nicht genießen kann, nehme man ſäuberlich zwiſchen die Finger und laſſe ihn tanzen, wenn mans verſteht, eine luſtige Melodie dazu zu pfeifen."

Kaktus

Kaktus

Ein Beitrag zur modernen Kunstgeschichte

Seitdem die Dampfmaschinen erfunden worden sind und dann das übrige Zeug, das alles schleunig macht, ist in die Zeit ein Entwickelungstempo gekommen, bei dem einem der Weltkapellenmeister von Herzen leid thun kann. Er taktiert gewiß schon längst mit dem linken Arm, weil ihm der rechte lahm ist.

Es geschehen jetzt auf allen Gebieten, vielleicht die Liebe ausgenommen, in der sich seit Adam und Eva immer alles gleich geblieben ist, in einem Jahrzehnt Umwälzungen, für die frühere Zeiten gut ein paar Jahrhunderte brauchten. Die Leute erfinden mit einer Geschwindigkeit immer wieder neues, daß garnichts mehr alt werden kann. Gestern saß einer noch stolz auf seinem neuen Zweirad mit dem Bewußtsein, alle Errungenschaften der Technik zwischen den Beinen und in der Hand zu haben, heute

TAYLOR INST. OXFO

überradelt ihn ſchon eine neue „Marke“, gegen die ſein Flitzrad ein rückſtändiges Möbel iſt, und morgen hat er die Empfindung, in einer Poſtkutſche zu fahren, wenn er die allerneueſten Marken an ſich vorüberſauſen ſieht. Das iſt die moderne Variante des guten alten Liedes: Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen u. ſ. w. Die Fabrikanten wiſſen es wohl zu ſingen und oft recht wehmütig.

Am eiligſten aber hat's die Kunſt. Auch die Muſen haben heutzutage Hoſen an und fahren Rad. Die Tunika und der langſame Schreitetanz um feſtſtehende Altäre ſind aus der Mode. Die Damen trainieren ſich und halten die ſchwierigſten Parforcetouren aus. Selbſt Melpomene, die Breithüftige, radelt gewaltig ſchnelle; vor keiner Pfütze ſcheut ſich die Unerſchrockene.

Aber ich will nicht von ihr reden oder einem ihrer Jünger.

Dies iſt der Sang von Kaktus, der ein Maler war.

Kaktus war nicht ſein Vatersname. Der thut hier nichts zur Sache. Er hieß Kaktus unter ſeinen Freunden, und fragte man warum, ſo hieß es: Weil er knollborſtig und ſaftig iſt.

Als er noch ganz jung war und schon Lateinisch lernen sollte, machte er sich bei seinen Mitschülern dadurch beliebt, daß er in den Freiviertelstunden den Herrn Ordinarius sowohl wie auch den Mathematikprofessor und überhaupt alles, was Lehrer hieß, mit weißer Kreide an die schwarze Wandtafel malte. Daß er dabei nicht schmeichelte, erhöhte seinen Triumph bei den entzückten Kameraden, aber das Lehrerkollegium dachte über diese Kunstleistungen anders, als es dahinter kam, und der Herr Rektor erklärte den malerischen Tertianer für „zügellos frech".

Deshalb unterließ es Kaktus fürderhin, die Leiter seiner Studien zu portraitieren; dafür zeichnete er nun an den Rand des beredten Cicero sowohl wie des geschichtekundigen Xenophon schönlockige Mädchenköpfe und feuerflammige Herzen, die durch verschlungene Spruchbänder voll zärtlicher Redewendungen mit einander verbunden waren.

Auch das fand den Beifall der Lehrer nicht, obwohl die Kameraden voll Bewunderung erklärten: das ist die Babette, und das ist die Marie, und das ist die Bertha!

Die Lehrerschaft war und blieb den schönen Künsten barbarisch abhold und beurteilte den Wert

des jungen Kaktus keineswegs nach der Portraitähnlichkeit seiner Randzeichnungen, sondern nach seiner Beschlagenheit in den tristen Wissenschaften des Gymnasiums. Daher blieb Kaktus oft sitzen und hatte früher einen Schnurrbart, als die Würde eines Primaners. Hätte er sich darauf gesteift, das Reifezeugnis zu erwerben, so säße er wahrscheinlich heute noch auf der Schulbank. Aber er steifte sich gar nicht darauf, sondern ging lieber nach München zur Akademie.

Es ist nicht zu schildern, mit welchem Hochgefühl er zum erstenmale durch die langen Korridore mit den schönen gypsernen Standbildern schritt.

Zeichnen, malen dürfen, nicht heimlich, sondern mit Approbation und ausdrücklich unter dem Zeichen des Lebenszweckes, — welch ein Gefühl! Seine Zuversicht war groß, und sie durfte es sein, denn der alte Professor, der seine mitgebrachten Sachen besehen hatte, hatte ihm mit einem freundlichen Grunzen erklärt: Können thun S' no nix, aber werden kann's was, wenn S' was thun.

Kaktus that was. Er fraß sich durch die Gypsmauer der Anfängerklasse mit der Beharrlichkeit

einer lüsternen Maus durch, die hinter der Holzwand Speck riecht. Er lernte in den verschiedenen Sälen bei den verschiedenen Professoren, was zu lernen war, und erntete viel Lob und ein gutes Schülergewissen.

Ich nenne ihn immer schon Kaktus, aber er war es eigentlich noch nicht.

Oh, er war noch gar sanft und fromm und lieb, ganz wie jener Fridolin, dem's später im Eisenhammer trotzdem so übel erging. Er war halt zufrieden, daß er lernen durfte, und wußte nichts von der Welt draußen, wo man vor allem wieder verlernen mußte, um als Kerl zu gelten.

Kaktus wurde er demnach erst, wie er zum erstenmale ausgestellt hatte und sich ein eigenes Atelier mietete.

Da pflegen die meisten Fridoline haarig zu werden, indem sie „einen Standpunkt einnehmen", und die, die vorher, ohne Standpunkt, die bravsten waren, pflegen sich jetzt am standpünktlichsten und verwegensten zu benehmen. So auch recht bald Kaktus.

Bis dahin war er ganz nur Schüler gewesen, lediglich darauf bedacht, sich das Handwerk anzueignen. Er hatte auch gar nicht viel über die

Kunſt nachgedacht und was ſie ſoll und was ſie nicht ſoll, und auch nicht über ſich, was perſönlich er in der Kunſt und mit der Kunſt wollte, — er hatte einfach abgeguckt, was an Technik abzugucken war, und ganz naiv gemeint: Malen iſt Abgucken und Nocheinmal-ſo-machen. Auf dieſe Weiſe hatte er dank ſeiner Begabung und ſeinem Eifer ſehr viel gelernt und konnte ſich nun wirklich ſagen: Jetzt fang ich ſelber an.

Er ſtellte alſo ein Bild aus: Oberbayriſche Bauernmädchen in einer Dorfkirche.

Es war ein hübſches Bild: lauter hübſche braune Dirnen mit ſeidenen geblümten Fürtüchern. In den Geſichtern war ein bischen Defregger, in der Dämmerſtimmung des Kircheninnern war ein bischen Gabriel Max, in den Fürtüchern war ein bischen Leibl, aber: Kaktus pinxit.

Das Bild wurde von der Kritik mit aufmunterndem Lobe regiſtriert, vom Publikum ſehr nett gefunden und von einem norddeutſchen Gutsbeſitzer, der die oberbayriſche Tracht liebte, gekauft.

Mit dem Erlös des Bildes und dem monatlichen Zuſchuß von einer Erbtante, die anfing, auf

den Kunſtmaler ſtolz zu werden, machte ſich Kaktus ſelbſtändig.

Nicht mehr Akademiker jetzt, ſondern akademiſcher Maler, nicht mehr Schüler der Akademie, ſondern Mitglied eines großen Künſtlervereins, — über ein Kleines, und man wird ihn „den jungen Meiſter“ nennen, „von dem die deutſche Kunſt noch Schönes zu erwarten hat.“

Die Zuverſicht war wieder groß, und wieder war es jener alte Profeſſor von damals, der mit ein paar Worten dazu beigetragen hatte: Können thun S' jetzt ſchon was, nun müſſ'n S' was damit anfangn.

Aber er fing nicht gleich an, was anzufangen. Er fing an, ſich umzuſehen. Wonach eigentlich? Natürlich nach einem Standpunkt! Aber er wußte das ſelber nicht. Er fühlte nur das Bedürfnis, Umſchau zu halten. In die Akademie konnte er nicht mehr gut gehen. So ging er in die Ateliers der Freunde und an die Künſtlertiſche in den Cafés und Bierſtuben.

Sonderbar, was da für ein Wind wehte, was da für Reden geführt, für Bilder gemalt wurden. Kaktus traute ſeinen Ohren und Augen nicht und wurde — wütend, wurde — Kaktus.

Nein, das war ſein Standpunkt nicht!

„Was!?“ rief er, „das ſoll Kunſt ſein!? Das is a Schweinerei! A Gepatz! Wie? In der Sonne ſitzen und ſpannen, was ſie für Klexe auf an Heuſtadel macht? A nette Kunſt! Sauſtall! Pfui Deixel!“ *)

„No, no!“ riefen da die andern, „Sie reden halt, wie Ihnen der Schnabel in der Akademie 'dreht worden is. Schau'n Sie ſich doch erſt mal um, was draußen vorgegangen is, in der Welt, in Paris, und dann woll'n wir weiter reden.“

„Nix is! Nix is! A Schweinerei is! Hat jemals a Meiſter ſo geklext? Gehns in die Pinakothek, in die alte, und ſehns nach, ob da ſo a Spinat hängt. A Spinat! A ganz erbärmlicher Spinat! Mit Lichtpatzen als Setzei drauf!“

Kaktus hieb auf den Tiſch, daß die Gläſer hupften.

Es iſt ſchwer, ſich einen Begriff von Kaktus als Redner mit Lipp und Fauſt zu machen, wenn man nicht ungefähr eine Ahnung hat, von welcher

*) Hier muß eine Bemerkung über Kaktuſſens Sprache gemacht werden. Er bemüht ſich damals ſtark, bayriſch zu reden, obwohl er ſelbſt nicht Bayer war. Aber dieſes derbe Deutſch ſagte ihm zu, einmal, weil es derb und dann weil es die Sprache Lenbachs war.

Art seine Leiblichkeit war. Daher sei es versucht, ihn hier mit ein paar Strichen zu skizzieren.

Kaktus stand damals im sechsundzwanzigsten Jahre, also in einem Alter, wo dem männlichen Menschen im allgemeinen eine schlanke Elastizität des Leibes verliehen zu sein pflegt. Kaktus indessen begann schon Fett anzusetzen.

Ich will nicht behaupten, daß er damals schon zwei Kinne hatte, aber anderthalb waren es gut. Über diesem Sechsviertelkinn kam zuerst eine blonde Fliege, die nur mühsam mit Brillantine zu zähmen war, da sie, statt in eine honette Spitze auszulaufen, die widerborstige Tendenz hatte, einen struppigen Halbkreis zu bilden. Sie wurde von einer ausgiebigen Unterlippe im eigentlichsten Sinne überschattet, denn diese Unterlippe zeigte eine seltsame Ausbiegung nach unten, — im allgemeinen kommen solche Unterlippen nur bei gewissen Orchideenarten vor, und botanisch wirken sie zweifellos ästhetisch; beim Menschen geht ihr Eindruck mehr aufs Charakteristische.

Die Oberlippe litt etwas unter der Prominenz ihres unteren Gegenstücks; zwar war sie breit, aber nicht fleischig und hoch genug. Es hätte eines starken Schnurrbartes bedurft, ihr ein Ansehen

von Wucht und Bedeutung zu geben; aber leider fehlte es dem, was Kaktus ſeinen Schnauzer nannte, an der genügenden Fülle und Stärke der Haare. Dieſer Schnurrbart war zu früh gekommen und nach Art von Wunderkindern in der Entwickelung zurückgeblieben. Einſt, als Kaktus ſiebzehn Jahre alt war, hatte der Bart ihm unſägliche Freude bereitet, und eher hätte er ſich einen geſunden Vorderzahn ziehen, als ein Schermeſſer an dieſe blonden Härchen gelaſſen, aber jetzt, da er fünfundzwanzig vorbei war, verurſachte ihm das ehedem verhätſchelte Bartweſen viel mehr Kummer, als Vergnügen. Die Fliege wurde im Grunde nur deshalb ſo auffällig gepflegt, um den Haaren des oberſten Stockwerks als vorleuchtendes Beiſpiel zu dienen.

Doch ſteigen wir höher hinauf! Es kam natürlich die Naſe. Aber, bitte, was für eine! Hätte Sir Drake uns nicht die Kartoffeln beſcheert, ſo wäre ich verlegen um ein würdiges Bild dafür. Doch will ich damit nicht ſagen, daß ſie Auswüchſe hatte; ſie war nur einfach knollig; es fehlte ihr an ſcharfer Linienführung; ſie war nicht abgeteilt genug, zu ſehr Maſſe.

Inſofern paßte ſie vorzüglich zu den Backen.

Welch ein Paar! Par nobile sororum. Es gab keinen Tapezierer, der an Kaktus vorübergehen konnte, ohne sich einen Stümper zu nennen. Wer solche Polster fertig brächte! Zwei tadellose Strophen aus einem Hohenliede auf das Runde. Darf man das Wort Hemiglobik wagen, so behaupte ich getrost, daß in den Backen des sechsundzwanzigjährigen Kaktus die Hemiglobik zur klassischen Vollendung gediehen war. Genug davon; ich gerate sonst ins Mathematische.

Sehen wir uns lieber die Augen an. Es ist nicht ganz leicht, denn es versteht sich, daß sie durch die starke Plastik der Backen ein bischen beeinträchtigt waren. Sie hielten sich etwas im Hintergrunde auf, und es war ihnen nicht gegeben, zu rollen, weil kein Platz dazu da war. Und doch hätte Augenrollen so gut zu Kaktus gepaßt. Dafür waren sie aber sehr blau und zwar von einer Bläne, die sonst nicht in der Natur vorkommt. Aber ich entsinne mich, einmal einen Likör gesehen (nicht getrunken, gottbehüte!) zu haben, der so aussah. Wer diesen Likör nicht gesehen hat, kann sich auch keinen Begriff davon machen, von welcher Art Blau die Augen Kaktussens waren.

Von Augenbrauen war nur ein flaumiger An-

ſatz vorhanden. Es ging gleich und ohne weiteres die Stirne an; und das war gut ſo, denn, da ſie oben bald zu Ende war, mußte ſie unten ſoviel als möglich mitnehmen.

Jetzt das Haupthaar. Blond iſt zu wenig, gelb zu viel. Es war eigentlich gar keine Farbe in ihnen. Aus dieſem Grunde geſchah es wohl, daß Kaktus zuweilen die Farben, die er gerade auf der Palette hatte, auf ſeine Haare übertrug. Aber es wäre frivol, deswegen zu behaupten, daß er ſich die Haare zu färben pflegte. Es hing das nur mit ſeiner Gewohnheit zuſammen, ſich manchmal die Hände nicht ganz zu waſchen, eine Gewohnheit, die wahrſcheinlich auf koloriſtiſche Gründe zurückzuführen iſt und bei Malern der verſchiedenſten Schulen nicht ſelten beobachtet wird.

Im übrigen gehörten ſeine Haare nicht zu denen, die man Locken heißt. Sie ringelten ſich nicht im mindeſten und hatten überhaupt die Tendenz, einer beſtimmten Form, was man ſo Friſur nennt, auszuweichen. Ihre Lieblingslage war ein freies Durcheinander; man kann ähnliches ſehen, wenn man nach einem ſtarken Gewitter an einem Kornfeld vorübergeht.

Bleiben nur noch die Ohren und der Hals.

Von beiden genügt es zu ſagen, daß ſie fleiſchig und gedrungen waren. Und dies reicht auch zur weiteren Charakteriſtik der Körperlichkeit Kaktuſſens hin.

Ich ſehe überhaupt, daß meine Skizze zu ſehr ins Einzelne gegangen iſt, und bei der Unmöglichkeit, einen Menſchen mit Worten zu portraitieren, wird nun bloß der Eindruck erreicht ſein, als wäre Kaktus ein ziemliches Scheuſal geweſen. Aber ich bitte inſtändig: glauben Sie das ja nicht. Es wäre lieblos und thäte mir leid.

Übrigens hat Kaktus ja doch eine Frau gekriegt, wie Sie bald ſehen werden, und das iſt ſchließlich die Hauptſache.

Ein paar Worte über ſeine Kleidung von damals muß ich aber doch noch ſagen. Es iſt das von Bedeutung. Kaktus trug nämlich wirklich noch eine braune, ſchwarz eingeſäumte Sammtjacke, weite graue geſtreifte Hoſen, einen blauen Flatterſchlips und einen Kalabreſer. Man wird das nicht glauben, denn dieſe Maleruniform ſcheint uns bereits der grauen Vorzeit anzugehören, und die Direktoren von Koſtümmuſeen müſſen ſich ſchon dazu halten, wollen ſie noch eine echte für ihre Schränke auftreiben, aber es iſt eine abſolute Thatſache, daß

Kaktus noch in dieſem Aufzuge im Affenkaſten des Auguſtiners (ach, auch der iſt dahin!) geſeſſen iſt.

In dieſem Anzug geſchah es denn auch, daß Kaktus ſein zorniges Diktum vom Spinat mit Setzei den maleriſchen Kollegen ins Geſicht warf, und es iſt gar keine Frage, daß dieſer Anzug und dieſes Diktum in einem inneren Zuſammenhange ſtanden. Er verfocht die gute alte Tradition nicht allein mit Worten und Werken, ſondern auch mit Jacke, Hoſen, Schlips und Hut.

Die Tradition! Donnerwetter, die Tradition! Himmelherrgott Kruzitürken, die Tradition! München! König Ludwig! Die alte Pinakothek! Die deutſche Kunſt! Die alten Meiſter! Das Ideal! Der Idealismus! Herrgottſakra, — ſind denn die Leute verrückt geworden, daß ſie auf einmal Bilder malen wollen, die man ſich bloß eine durch Schneebrille mit ſchwarzen Gläſern anſchauen kann!?

Dem Himmel ſei Dank: Kaktus hatte ſeinen Standpunkt.

Er wütete und ſchwur zornige Schwüre, daß er nicht zu den Affen der Franzoſen gehören wolle, er nicht! Er wolle das Banner der guten alten Kunſt hochhalten trotz aller Naturaliſten

des Erdballs. Seinem Leibe und seiner Palette solle die Freilichtseuche fern bleiben, an seinen Bildern solle sich niemand die Augen verderben, er wolle den ausländischen Unfug nicht mitmachen!

Sein ärgstes Schimpfwort war damals: Photograph.

Kaktus zog sich zurück. Die Kollegen, die seine Wutergüsse nicht gerne entbehren wollten und ihn deshalb zuweilen in seinem Atelier aufsuchten, fanden ihn, wie sie dann im Café erzählten, wütend in der Asphaltsauce sitzen. Er malte nach ihren Worten unablässig weiter Max-Defregger-Leibl-Ragouts.

Und es ging ihm gut dabei. Wenigstens anfangs.

Seine Bilder wurden von dem ältesten und darum bekanntesten Kritiker der Stadt regelmäßig als „erfreuliche Äußerungen eines besonnenen, von keiner Modenarrheit angesteckten Talentes“ bezeichnet und entweder von „wahrhaft kunstsinnigen Förderern ernster Kunstübung“ oder vom Kunstverein selber zu den Verloosungen angekauft.

Hoch waren die Preise ja nicht, aber das ließ

sich durch die Häufigkeit der Verkäufe ausgleichen.

Trotzdem war Kaktus nicht zufrieden. Im Gegenteil: er wurde immer wütender. Irgend etwas in ihm rebellierte, irgend etwas fraß ihm die Leber ab.

Vielleicht darf man sagen: es ärgerte ihn fürchterlich, daß seine Freunde, obwohl sie viel weniger verkauften als er, ihn über die Achsel ansahen.

Sie benahmen sich auch wirklich schnöde und zwickten ihn mit Redensarten auf, wie: ob er überhaupt noch hinzusehen brauchte beim Malen? und: warum er nicht gleich eine Fabrik eröffnete? und: das Auspinseln von Schablonen sei noch leichter, als das da.

Was? Leichter!? Also, sie meinten: Er male im Geiste der guten Tradition, weil das leichter wäre? Er könne amende nicht modern malen?

Kaktus streifte sich die Hemdsärmel hoch und blickte wild um sich; wäre es möglich gewesen, so hätte er die Backen aufgeblasen. Ein Glück, daß es nicht ging: sein Anblick mit aufgeblasenen Backen würde das Menschliche überschritten haben. Es genügte schon sein übriger Habitus in diesem Augenblicke. Er sah furchtbar aus und brüllte überdies, daß die Staffeleien wackelten.

Was? . .! . . Na . .! . . Können?! . . Das Gepatz? . . Haha! . . Hoho! . . .

Er ſtürzte ſich auf ſeinen Farbentiſch, ſchabte eine alte Palette ab, riß ſeinen Tubenkaſten heran und quetſchte die Tuben mit Weiß, hellgrün, hellblau, hellgelb, hellrot ſo wütend aus, daß ihr Inhalt in ganzen Bergen nebeneinander aufwuchs. Mit dieſem Gebirgszug auf der Palette nahte er ſich drohend einer friſchen Leinwand, wählte den derbſten Pinſel, den er beſaß, und ſtrich gewaltig drauf los in maſſigen Lagen.

Hui, wie das flutſchte! Sakra, wie das kleckte!

Platſch: eine Lage gelb — ein Kornfeld.

Pitſch: darüber eine Lage grün — ein waldiger Höhenzug.

Klatſch: eine Maſſe blau darüber — der Himmel. Witſchwatſch: ein paar Ladungen Weiß hinein — Wolken.

So! Da hammers!

Kaktus, hochrot und ſchwitzend vor Aufregung, trat ein par Schritte zurück und fuhr ſich mit den Fingern, die mit ſämmtlichen bisjetzt verwandten Farben reichlich garniert waren, durch die Haare.

— Noch 'n Patzen Rot, und das moderne Kunſtſtück iſt fertig!

Heidi, ein Bauernmädel in rotem Rocke belebte den Vordergrund.

Jetzt zündete sich Kaktus seine Pfeife an und warf sich auf das Ledersopha im Winkel.

Das bunte Monstrum grinste ihn an, und er erwiderte das Grinsen:

— No? Kann man pleinairer sein? Is das nicht scheußlich genug? Und das soll Kunst sein?

Sonderbar: Kaktus spürte gar nicht, daß er einen Witz gemacht hatte.

Natürlich wußte er, daß das kein Bild, sondern eine Karikatur war, aber, da er alle Bilder der Hellmaler für Karikaturen hielt, so schien ihm seine Tüncherei wirklich ein Beweis dafür zu sein, daß er, wenn es ihm nur beliebte, ebenso gut „hell" zu malen vermöchte, wie die andern.

Am Abend dieses Tages ging Kaktus aus und verhöhnte seine Freunde, die im Augustinerkeller saßen, gewaltig.

Bei einer sauren Kalbshaxe und der dritten Maß war er soweit, zu erklären, daß er den Pleinair-Schwindel jetzt praktisch erkannt habe, bis auf die Nieren. Jetzt brauchte er bloß ein Retourbillet nach Dachau zu lösen, einen Tag lang sich dort von der Sonne schmoren zu lassen und ein

paar Fetzen Wieswachs abzuklauen, und sie würden Alle vor ihm auf dem Bauche liegen. Übrigens genügte es auch, einen Dienstmann mit Farbe und Leinwand hinauszuschicken; ein Pinsel sei nicht einmal nötig: so was könne jeder mit Daumen und Handballen hinsetzen. Er fühlte sich jetzt mehr als je zu gut dazu.

Die Freunde fragten ihn sehr bescheiden, ob es erlaubt sei, sein Werk zu betrachten.

Natürlich, sie sollten nur kommen, und sie möchten nur ihre eigenen Dachauereien mitbringen und daneben halten; der Unterschied sei bloß, daß er in einer halben Stunde hingehauen habe, wozu sie einen halben Tag brauchten.

Die Freunde waren, wie Freunde nun manchmal sind, zumal, wenn sie mit Grobheiten regaliert werden, etwas boshaften Gemütes.

Mit Grobheiten, das wußten sie, war gegen Kaktus nicht aufzukommen; seine Saftigkeiten übertrieften jeden Versuch; aber für Ironie hatte er nicht das geringste Organ. Darum kamen die Freunde überein, den harmlosen Kaktus ironisch einzuseifen.

Sie erschienen schon in der Frühe des folgenden Tages im Atelier, als Kaktus noch unfrisierter

ausſah, als bei höherem Sonnenſtande, ließen ſich als Gaſtgeſchenk einen Atelierſchnaps reichen und traten, die Gläſer in der Hand, vor das entſetzliche Erzeugnis des Kaktusſchen Ingrimms.

— Hm! ſagte der Eine, zog die Brauen hoch, ſchüttelte den Kopf und warf den Cognac in ſein Inneres.

— T . . t . . t . . t! machte der Zweite, zog die Brauen hoch, ſchüttelte den Kopf und warf den Cognac in ſein Inneres.

— Allewetter! ſagte der Dritte, zog die Brauen hoch, ſchüttelte den Kopf und warf den Cognac in ſein Inneres.

— Teufel noch 'mal! rief der Vierte, zog die Brauen hoch, ſchüttelte den Kopf und warf den Cognac in ſein Inneres.

— Na?!!? brüllte Kaktus und ſtellte die Cognacflaſche weg.

Da begannen die vier Freunde den Kennertanz.

Wer öfter Kunſtausſtellungen beſucht, weiß, aus welchen Figuren dieſes Ballet beſteht. Gazeröckchen ſind dazu nicht vonnöten; ſeine aus-

drucksvolle Schönheit kommt vielmehr am beſten in Bratenröcken zur Geltung, und wer es ganz ſtilgemäß exekutieren will, ſollte nicht verſäumen, ſich eine Stielbrille zu verſchaffen. Zur Not kann man es aber auch im Jacket und nacktäugig aufführen.

Es ſieht (unter Weglaſſung aller Nüancen, deren es eine Legion giebt) ſo aus:

Man nähert ſich ſcheinbar harmlos und ohne jede choreographiſche Abſicht dem Bilde. Da, plötzlich, bleibt man wie von einer unſichtbaren Macht feſtgenagelt ſtehen (wäre Muſik bei dieſem Tanzvergnügen, ſo würde hier ein Paukenſchlag erfolgen) und reißt die Augen bis zur Grenze der Möglichkeit auf (bei vorhandener Stielbrille tritt dieſe hier zum erſten Male in Aktion; man muß es nicht an Temperament fehlen laſſen, wenn man ſie emporſchwingt).

Leiſe ſenkt ſich der Kopf nach rechts, hebt ſich ebenſo leiſe langſam wieder und ſenkt ſich nach links (die Stielbrille markiert die einzelnen Phaſen dieſer mimiſchen Evolution.)

Zwei taſtende Schritte vorwärts; das Kinn preßt ſich auf die Bruſt; die Augen nehmen einen ſtrengen Zug an. (Stielbrille.)

Der Kopf hebt ſich, die Augenbrauen thuen dasſelbe, aus der Kinnbruſtlage entwickelt ſich die Poſe der angeſpannten Kehle, weil der Kopf immer weiter in die Höh, immer weiter in die Höh gehoben wird, bis der hintere Rand des Hemdkragens dieſer anſtrengenden Übung ein Ende bereitet (die Stielbrille läßt ſich nur im mittleren Teile dieſer Figur verwerten).

Nun kommt ein etwas gewagter Effekt, der nur den Geübteſten gelingt, aber bei richtiger Ausführung unwiderſtehlich iſt, weil ſich ihm an Ausdruckswucht kaum etwas vergleichen läßt, nämlich: Mit einem ſtracken Ruck fällt der Kopf von dem hinteren Randkragen auf den vorderen (die Stielbrille fliegt nach vorn wie der Pallaſch eines attakierenden Cavalleriſten), und ſo, den Schädel kriegeriſch nach vorn geneigt, befördert man ſich mit zwei, drei elaſtiſchen Schritten (Sprüngen, wenn's die Beine erlauben) direkt an die Leinewand, ſo zwar, daß zwiſchen dieſer und der Naſenſpitze nur ein ganz unmerklicher Zwiſchenraum bleibt (nur ganz unberufene Dilettanten werden hier der Verirrung anheimfallen, jetzt die Stielbrille in Aktion zu bringen; ſie hat in dieſem Augenblicke nicht das mindeſte zu thun).

Es beginnt der Taſt- oder Schnüffel-Pas. Man könnte ihn auch den Auskultier-Pas nennen, denn er beſteht darin, daß man, ähnlich dem Arzte, der die Bruſt eines Kranken abklopft und aushorcht, an der Leinwand hin und her rückt und bald dieſe, bald jene Partie der Farbenſchicht in aller unmittelbarſter Nähe betrachtet, betaſtet oder beriecht (als übertriebenen Verſuch, den Effekt zu ſteigern, muß es bezeichnet werden, wenn ſich einige der Naſe als Taſtorgan bedienen oder gar die Farben anlecken).

Dieſer ſehr diffizile Pas kann je nach der Größe der Leinwand länger oder kürzer ausgedehnt werden; bei Bildern von hohem Formate erfordert er beträchtliche Übung in der Fußſpitzſtellung; ein allzu ſchnelles Hin- und Herrücken vor dem Bilde ſchwächt den Eindruck eher, als daß es ihn erhöht.

Der Übergang von dieſem Pas zum folgenden wird verſchieden ausgeführt.

Es giebt Autoritäten auf dieſem Gebiet, und zwar ſolche, die allen Anſpruch darauf haben, ernſt genommen zu werden, die hier eine kleine Pantomime einſchieben, einen Tric, der hauptſächlich aus Kopfſchütteln, Nachſchlagen im Katalog und Aufheben der Arme beſteht, womit eine gewiſſe Unſicherheit,

eine Art kritiſche Beklommenheit ſehr gut ausgedrückt wird.

Wer aber das Ballet als die Kunſtgattung begreift, die mit großen Linien, klaren Zügen operiert ohne viele Ausbiegungen in pſychologiſche Details, der wird ſich auf die Seite der Meiſter ſtellen, die auch hier kraftvoll und wuchtig ohne Unterbrechung die Entwickelung ſchnell weiterführen.

Dieſe machen es ſo: Sie treten plötzlich einen Schritt zurück, beſtreichen mit einem umfaſſenden Blicke (Stielbrille!) die ganze Leinwand und gehen ſofort zu dem höchſt anmutigen Retirier-Pas über.

Der Name deutet ziemlich genau an, woraus dieſe Figur beſteht: Man entfernt ſich langſam, vorſichtig rückwärts ſchreitend von dem Bilde und zwar, dies iſt wichtig, ſo weit als irgend möglich. (Gelindes Auf und Ab der Stielbrille.)

Hat man den äußerſt möglichen Standpunkt erreicht, d. h. macht eine Wand oder ein Wall von anderen Betrachtern weiteres Retirieren ſchlechterdings unmöglich, ſo bleibt man in einer Poſe, die feldherrlich klares Begreifen der Situation ausdrückt, ſtehen (wo ohne Stielbrille getanzt wird, empfiehlt ſich die bekannte Napoleoniſche Attitude, im anderen

Falle geſchieht die Betrachtung durch das ſteif und ſehr ruhig angehaltene Glas).

Ein paar Mal wird die Ruhe dieſer immer vornehm und edel wirkenden Stellung dadurch unterbrochen, daß man mit über die Augen gehaltener, ſanft gebogener Hand einzelne Partieen des Bildes abblendet, wohl auch eine Hand zu einem Guckloch rundet. (Komplikation mit Stielbrille.)

Es erfolgt die Schlußfigur.

Dieſe iſt verſchieden, je nachdem man Befriedigung oder Empörung oder eiſige Kälte ausdrücken will.

Im erſten Falle: ſtummes Spiel, das mühſame Trennung von dem köſtlichſten aller Genüſſe ausdrückt; hochgehende Bruſt, entzücktes Kopfvorſtoßen, wohl auch huldigendes Winken mit der Hand.

Im zweiten Falle: plötzliche Abwendung und entſetztes fluchtartiges Davoneilen.

Im dritten Falle: Achſelhochziehen, Naſenrümpfen, gelangweiltes Betrachten des Fußbodens, ſchleppend langſamer Abgang.

Dieſen ausdrucksvollen Tanz alſo führten die vier Freunde vor Kaktuſſens himmelſchreiender

Leinewand auf, natürlich mit dem Schlußtric der Befriedigung.

Wenn das Ballet schon als Solopartie unfehlbar und reizend wirkt, wie man bei Kunstausstellungen jeder Art immer wieder beobachten kann, so läßt es sich verstehen, welchen Eindruck es hier in Gestalt einer Massenevolution machte, wo es jeder mit persönlichen Nuancen ausstattete, alle aber das Grundthema aufs genaueste einhielten. Es war eine Leistung, wie man sie selbst in sehr großen Ausstellungen nur selten genießt.

Kaktus saß hinter einem riesigen braunen Kaffeenapfe und sah erst erstaunt, dann befriedigt zu. Daß dieser Tanz schnöde Berechnung war, fühlte er nicht, weil die Verrücktheit seiner Freunde bei ihm so fest stand, wie bei einem Philosophen sein neuestes Axiom. Es wurde ihm nur immer klarer, wie durch und durch er diese Freilichter durchschaut hatte. Man mußte mit patzen, dann hatte man sie im Sacke.

So nahm er denn auch nach den mimischen die wörtlichen Ausbrüche ihrer Bewunderung gelassen hin und knurrte nur ein paar freundliche Invektiven. Übrigens erklärte er, garnicht daran zu denken, nun

etwa weiterhin auf ſo billige Manier ihren Beifall erregen zu wollen. Er bleibe feſt und ſtandhaft bei der alten Palette und wolle auch fernerhin im Geiſte der unverrückbaren Tradition malen.

Im Grunde hatte ihm aber doch der verzückte Tanz der Freunde wohlgethan, und von nun an begann er ſelber, an ſeinen alten Idealen herumzuzauſen wie ein junger Dackel an einem ausgetretenen Schuh. Er wurde immer grimmiger beim Malen ſeiner Bilder und fing an, auf ſeine Weiſe gegen die „alte ranzige Sauce“ loszuziehen, während er ſeine Leinwand mit ihr bedeckte. Und als zwei ſeiner Bilder unverkäuflich blieben und der alte Kritiker, der einzige, der unentwegt das hochhielt, was er die Fahne der alten Meiſter nannte, wegen unheilbarer Periodenverſchlingung in den Ruheſtand verſetzt wurde, da brach mit einem Male der ganze Kaktuszorn in ihm los. Er verwünſchte ſeine teutoniſche Schwerfälligkeit, ſeine Prinzipientreue, ſeine Pietät, verwünſchte die Profeſſoren, die ihn ſo übel beraten hatten, verwünſchte ſich ſelber und alles was an ihm war.

Und er that seine Sammetjacke ab und die graukarrierten Hosen, warf den Kalabreser von sich und verschenkte die ganze Kollektion seiner Flatterschlipse an ein altes Modell, das sich als greiser Charakterkopf ernährte. Dafür steckte er sich in ein Touristenhabit nach dem System Jäger, setzte einen schmalkrempigen Filzhut auf und fuhr nach Holland.

Sein zweiter Standpunkt war erreicht. Holland mußte es sein, weil es Frankreich aus patriotischen Gründen nicht sein konnte. Kaktus verabscheute das „Land der Tanzmeister und Windbeutel", wo ihm germanische Gradheit übel aufgehoben schien. Holland dagegen, das ließ sich hören. Er verband damit die Empfindung von Erven Lukas Bols, Varinas Canaster, dickarmigen Mädchen und ausgezeichnetem Mastochsenfleisch. Und überdies: es galt ihm als die eigentliche Heimat der Kunst, auf deren Standpunkt er sich jetzt zu stellen fest entschlossen war.

Trotzdem litt er anfangs viel in diesem Lande, denn die Holländer verstanden ihn nicht, wenn er deutsch schimpfte, und es dauerte eine ganze Weile, bis er es im Holländischen soweit gebracht hatte, gemeinverständliche Grobheiten von sich zu geben.

Über ein Jahr brauchte er dazu, und in demſelben Zeitraume hatte er ſich auch alles angeeignet, was zu einem Pleinairmaler gehörte. Gründlich, wie er war, nahm er es nicht leicht, aber ſeine Geſchicklichkeit im Aneignen alles Techniſchen brachte ihn bald dahin, wohin er kommen wollte.

Es ſchwebten ihm jetzt als Muſter die beiden deutſchen Maler vor, die er in ſeiner Asphaltperiode am grimmigſten gehaßt hatte: Uhde und Liebermann. Knurrend wandelte er auf ihren Pfaden in Holland, und, wo auch immer er war, in ſeinem Umkreiſe gab es keine armen Leute, die er nicht gemalt hätte.

Sein Lieblingsſujet aber war das Kartoffelngraben, und er brachte es zu einer unerhörten Fertigkeit, gebeugte Rücken zwiſchen Kartoffelhaufen und aufgewühltem Erdreich zu malen, alles in eine Art von Mehlnebel, den er ſilberig nannte, eingehüllt. Wäre es nach ihm gegangen, ſo hätte es das ganze Jahr Kartoffelernte gegeben.

Aber auch zu den anderen Jahreszeiten war er nicht müßig.

Im Frühjahr malte er mit dem ganzen Ingrimm des Dokumentenſammlers Düngeſzenen, und es war

ihm ein lieblicher Gedanke, der ihn über manche ärgerliche Stunde weghalf, ſich vorzuſtellen, daß man, wie er ſich ſelber häufig wiederholte, „die Naſe voll kriegen“ würde in München, wenn er ſeinen „düngenden Bauer“ ausſtellte.

Im Sommer, vor der Kartoffelernte, ging er in die Vorſtädte, wo es am trübſeligſten war, und malte das Allertrübſeligſte. Er ſchwitzte fürchterlich dabei und hatte die denkbar ſchlechteſte Laune, aber gerade dieſe Gemütsſtimmung, gemiſcht mit körperlichem Unbehagen und wütender Langeweile, ſchien ihm zur Schaffung dieſer ausbündig öden Bilder ungemein geeignet.

Nach der Kartoffelernte, im Herbſt, hatte er einen kurzen Rückfall in ſatte Farben, aber er überwand die Kriſis voll tapferen Zornes und variierte ſein Kartoffelthema.

Im Winter tauchte er ganz in ſoziales Elend unter, ſtudierte Kliniken und Armenhäuſer und ging fleißig allen Äußerungen übermäßigen Alkoholgenuſſes nach.

So war er, nach einjährigem Aufenthalte in Holland, bei ſeiner Zurückkunft in München, wohl verſehen mit ſtreng naturaliſtiſchen Abſchilderungen des holländiſchen Lebens in allen Jahreszeiten und

feſt davon überzeugt, er werde ein koloſſales Aufſehen machen. Er rieb ſich die Hände vor Vergnügen bei dem Gedanken, was ſeine Freunde dazu ſagen würden, wenn ſie ihn als konſequenteſten aller maleriſchen Naturaliſten ſähen, und er hatte in der That ſchon ohne Bilder bei ihnen einen außerordentlichen Erfolg.

— Was? Kaktus? Aber wie ſchauen denn Sie aus? Wo iſt der Samt der ewig ſchönen Tradition? Sind Sie Berufstouriſt geworden? Oder Reiſender für Jägerſche Wollwaaren?

Kaktus ſah lächelnd an ſeinem grauen Gürteljoppenanzug mit den kurzen Hoſen und grün-rot-blau karrierten Strümpfen hinab und ſprach: In dem Kittel da hab' ich was geſchafft, meiner Seel; davon habt ihr in eueren Kaffeehäuſern keine Ahnung. Wollt ihr Holland ſehen? In meinem Atelier ſtehts: ſechzig Bilder! Alle vor der Natur gemalt, lauter Anhiebmalerei! Da ſeht meine Hände! Braun von der Sonne Hollands!

— Holland?

— Holland??

— Nee wirklich: Holland???

— Himmelherrgottsdonnerwetter, was iſt das für ein Gefrage!? Iſt Holland etwa Monopol

für eure Ölgötzen? Hä, ja, das glaub ich wohl, das paßt euch nicht, daß auch andere dorther was holen, und ich ſage 's euch: was Rechtſchaffenes. Nicht blos ſo ein Stückchen, ſondern mit den Wurzeln und Erdklumpen! Herausgehoben aus dem Erdreich! Wirklich echt! Ganz wahr! Könnt's ja anſchaun!

— Nee aber ausgerechnet Holland? Holland iſt ja überhaupt nicht mehr wahr. Natürlich ſo in der gewiſſen mehligen Mache?

Kaktus wurde wild und gab ein paar holländiſche Flüche von ſich, die mit der Geruchsſphäre ſeiner düngenden Bauern um die Palme ringen konnten. Und als dies nicht wirkte, weil man es für Namen von Likören hielt, proklamierte er in einem muskulöſen Stile von hanebüchener Deutlichkeit die allein poſitiven Wahrheiten des Naturalismus.

Seine Freunde, die vor einem Jahre, nur mit etwas manierlicheren Worten, dieſelben Wahrheiten verfochten und ihn damit zu entſetzlichen Verwünſchungen des „Dreckismus" veranlaßt hatten, ſetzten geringſchätzige Mienen auf und ſchüttelten die Köpfe.

Dadurch wurde Kaktus nur noch wilder. Er rief: So!? Saure Naſen kann jeder Affe machen!

Wer alleweil mit dem Kopf ſchüttelt, zeigt, daß er nix drin hat. Heraus mit der neueſten Weisheit! Munter! Blamiert euch nur! Ich bin ganz Ohr! Amende wird jetzt gar nimmer gemalt? Habt wohl gemerkt, daß die Sache nen Haken hat, und daß es Schweiß koſtet, im Freien malen! Hoho! Freilich! Die Sache durchführen, das iſt die Sache! Nicht blos hinriechen! Hineingreifen! Schaut mich an, wie ichs angepackt habe! Erde! Atmoſphäre! Linienauflöſung! Bewegtes Licht! Wehende Luft! Kurz: Wirklich Pleinair!

Kaktus beſchrieb mit beiden Händen wunderliche Kreiſe in der Luft, als wollte er die Atmoſphäre kneten.

Da ſagte ein kleiner ſchwarzer Kerl mit einem Birnenkopfe und dürren Fingern, die wie verwelkt ausſahen, ſehr gelaſſen, doch in einem etwas ſpitzen Tone: Das ſchaut kein Menſch mehr an ... Schnee vom vorigen Jahr ... Schottland! Da liegts! Schottland!

Die übrigen nickten ernſthaft mit den Köpfen dazu.

— Schottland!?

Kaktus war ſprachlos. Das Wort gab ihm keinerlei Vorſtellung.

Der Bienenkopf hätte geradeſogut Timbuktu ſagen können. Er hatte die letzte Jahresausſtellung verpaßt.

Natürlich wurde er deshalb erſt recht wütend. Es fehlte nicht viel, und er hätte den kleinen Spitzkopf geohrfeigt. Aber auch ohne dies ſchied er im Zuſtande offener Feindſchaft von den Renegaten des Naturalismus.

Er konnte in ihnen nur eine Rotte von böswilligen und übelberatenen Burſchen ſehen, die alles Ernſte ſchnöde mißachteten und mit den ſchnellen Beinen der Prinzipienloſigkeit hinter jedem neu auftauchenden Unſinn herliefen, weil ihnen das feſte, dauerhafte Sitzfleiſch zielbewußten Fleißes fehlte. Die Männerkunſt des Naturalismus konnte ſich bei ihnen nicht feſtſetzen, weil ſie im Grunde ewige grüne Jungen waren! Das war es!

Kaktus fühlte ſich, als er ſo in allerlei grimmigen Betrachtungen nach Hauſe ging, ganz als ernſten Mann und Arbeiter, und er ſchwor zu ſich ſelber, nicht zu wanken und zu weichen, was auch kommen möge, und wenn es die ganze Landkarte wäre, von Schottland bis Buxtehude.

Es war nicht blos die Malerei, um die es ſich hier handelte, es war der Charakter, die Geſinnung.

Er hielt ſich nämlich, ſeitdem er im Freien malte, für einen Sozialdemokraten. Sehr viel Begriffliches verband er mit dieſer Empfindung nicht, aber ſie gab ſeiner zornigen Entſchloſſenheit einen Beiton von dumpfem Grollen, der ihm ſehr wohl gefiel.

Als dann ſeine Ausſtellung nur einen ſehr mäßigen Eindruck machte und, was das fatalſte war, gar keinen materiellen Erfolg hatte, ſah er darin eine Äußerung der ſozialen Mißſtände unſerer Zeit, unter denen auch die redliche Kunſt um ihrer Wahrhaftigkeit willen litt.

So nahm er ſich denn vor, ein Märtyrer der Kunſt zu ſein und unbekümmert um äußere Erfolge des Lebens Grau zu malen.

Da er in den Beſitz ſeines mütterlichen Vermögens gelangt war, ſo legte ihm dieſes Martyrium nicht gerade Entbehrungen auf. Im Gegenteil, er gedieh vortrefflich und wurde ein überaus ſtattlicher Dreißiger.

Nach und nach nahm er ſogar das Gepräge jener münchneriſchen Wohllebigkeit an, das in der Hauptſache eine Folge des hygieniſch durchaus verſtändigen Grundſatzes iſt, immer auf Ruhe bedacht zu ſein.

Und doch war es im Grunde gerade mit ſeiner Ruhe nicht aufs Beſte beſtellt.

Äußerlich freilich erlebte er gar nichts Ruheſtörendes, zumal, da er von der unruhigſten aller menſchlichen Krankheiten, der Liebe, durchaus verſchont blieb, aber inwendig, — ach, inwendig war Kaktus ein Vulkan.

Die verſchiedenen Jahresausſtellungen, deren jede eine neue Richtung aufbrachte, gingen keineswegs ſpurlos an ihm worüber, denn jede rührte an ſeinen Standpunkt. Jede neue Richtung war für ihn eine perſönliche Beleidigung, die er mit Verbalinjurien, ausgeſtoßen in Caféhäuſern und fremden Ateliers, erwiderte. Aber das ſchlimmſte war, daß jede neue Richtung trotzdem auf ihn abfärbte. Das geſchah freilich vielen ſeiner Kollegen, aber bei dieſen vollzog ſich der Prozeß raſch, gewiſſermaßen pünktlich. Bei ihm dagegen, der von Natur gründlich war, dauerte es immer mindeſtens ein Jahr zu lange.

Das kam daher, weil er ſich wie ein Bär wehrte. Ein Fatzke, der ſeinen Standpunkt ohne Kampf verläßt!

Der Verlauf des Kampfes war immer ſo: Erſt war er unmäßig empört, ſchimpfte über

Schwindel, Wahnſinn, Humbug, Unkunſt; dann verſuchte er mit bitterer Entſchloſſenheit, den Schwindel aufzudecken, indem er zeigte, wie plump einfach und kindiſch die ganze Geſchichte war; dann verbiß er ſich in das Techniſche, da es mit dem Aufdecken doch nicht gleich ganz glatt gehen wollte; dann fand er, daß die Sache einen guten Kern hatte, und daß es der Mühe eines rechten Kerls verlohnte, ihn mal wirklich in ganzer Reine und Geſundheit herauszuſchälen; dann grub er ſich mit wütendem Eifer in das Neue hinein; dann ſah und hörte er nichts als dies und ging blind und unbändig darin auf; dann tauchte er mit rabiaten Werken und Worten empor und ſtampfte fanatiſch grob alles übrige in die Erde.

Das war aber dann immer um die Zeit, wo ſchon wieder zwei neue Richtungen alt geworden waren.

So wurde er nach und nach, aber immer mindeſtens ein Jahr zu ſpät, Impreſſioniſt, Pointilliſt, Symboliſt, Neu-Idealiſt und überhaupt alles auf-iſt, was man heutzutage werden kann, wenn man eine Palette und Geſchick hat, und er würde heute ganz gewiß Ornamentaliſt in Stühlen, Tapeten, Ofenkacheln, Bucheinbänden, Thürklinken, Lampen-

ſchirmen ſein, wenn nicht ſchließlich doch der Stern ſeines Schickſals ein Einſehen gehabt und ihn auf die richtige Bahn zurückgeführt hätte.

Kaktus war am Ende ſeiner Kräfte angelangt. Zwar ſah er, nun ein mittlerer Dreißiger geworden, äußerlich ganz gut aus, und der etwas biedermeieriſch geſchnittene lange Bratenrock der Symboliſten umhüllte eine Leiblichkeit, die durchaus nicht auf eine Seele ſchließen ließ, die ſich mit der Illuſtration Stefan Georgeſcher Gedichte abgab, aber inwendig war er ſo durchaus fertig, daß nur noch die ſtärkſten däniſchen Liköre imſtande waren, ſeine Nerven zu beruhigen. Selbſt ſeine Grobheit war lendenlahm geworden, ging in Schleiern, müdäugig und hatte hieratiſche Geſten.

Darunter litt Kaktus ſehr. Er fühlte ſich entwurzelt. Symboliſtiſch ſchimpfen iſt unendlich ſchwierig, denn der Symbolismus verabſcheut alles Saftige. Und Grobheit will Saft haben, ſonſt kriegt ſie die Auszehrung.

Sollte er Stühle machen? Schon leuchtete etwas wie der Kaktusſtil in ihm empor.

Da blieb ſein Stern über einem Hauſe ſtehen, in dem ſeine Rettung wohnte. Es war eine Wittwe von fünfunddreißig Jahren, und ſie beſaß ein Bild aus Kaktuſſens erſter Periode: der Abſchied der jungen Nonne. Dieſes Bild kuppelte ſie zu ihm, kuppelte ihn zur Muſe ſeines Selbſt.

Kaktus begann zu lieben und empfand gleichzeitig den Stolz des reinen Künſtlers, der es weit von ſich abweiſt, Stühle und Ofenkacheln zu machen; Kaktus ſchritt fort in der Liebe und ſah, wie ſchön dieſes Bild ſeiner erſten Periode, wie ſchön dieſe Periode überhaupt war; Kaktus wurde wiedergeliebt und kehrte, von liebenden Armen geleitet, in ſeine erſte Periode zurück.

Und ſiehe: Kaktus hat die alte Kraft ſeiner Grobheit wiedergewonnen, trägt eine Sammetjacke und wehenden Schlips, erklärt ſämmtliche Kunſtausſtellungen für Narrenhäuſer, malt bloß für ſich und ſeine Erneſtine und iſt ſo glücklich, wie es nur ein Menſch ſein kann, der die Irrungen und Wirrungen eines unſtäten Lebens endgiltig überwunden hat.

Friede ſeiner guten Stube!

Die Lavendel-Ehe

Die Lavendel-Ehe

(1893)

Sie war klein und ſchmächtig und hatte ganz hellblaue Augen, ſo hellblau, wie an Vorfrühlingsabenden manchmal der Himmel iſt, — viel Sehnſucht iſt in ſolchem Blau.

Und eine zage Stimme hatte ſie, richtig noch die Stimme eines kleinen Mädchens, das ſo ſchreckliche Angſt vorm Schullehrer hat und doch ſo artig iſt, — eigentlich zu artig.

Und ihre Bewegungen waren gleitend, unhörbar beinahe, wie wenn ſie immer fürchtete, jemanden zu ſtören.

Sanft ſchmiegte ſich ihr in zwei glatten Scheitelhälften aſchblondes Haar um Stirn und Schläfe. Regelmäßig war ihr Geſicht, klar und deutſch, mit viel Gemütshauch, der ſich nicht ſchildern läßt, und mit wenig ſcharf ſprechendem Geiſt, den man aber nicht vermißt bei ſolchen Engelsköpfen.

Ihr Augenaufſchlag war das Merkwürdigſte an

ihr, — wie ein in den Himmel gerichtetes Gebet voll tausend Ach's der Demut sah er aus.

Ihr Großvater hatte das Richtige mit ihr getroffen: „Kleines, liebes, dummes Veilchen" nannte er sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre, dann „Fräulein Veilchen" und schließlich „Madame la Violette", als sie geheiratet worden war.

Ja: worden war, denn sie hätte es sich doch gewiß nie unterstanden, ihn zu heiraten, ihn, den „jungen Meister," den alle bewunderten, dem die Welt lauschte und den sie anbetete.

Aber er hatte sie geheiratet, wirklich, — ja, wie war denn das möglich!?

Sie hatte es kaum begriffen.

Er hatte — sie geheiratet.

Wie ein Gnadenstrom vom Himmel war es über sie gekommen, als er sie eines Abends gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wolle.

Sprechen darauf? „Ja" sagen?

Oh, oh: sie hatte nur geweint und war hinausgerannt aus dem Zimmer, in die Küche hinaus, sie, in ihrem Spitzenkleide, zur dicken Resi, die sie sonst kaum sah, und hatte geschluchzt und gejauchzt.

Und wirklich, er hatte um sie angehalten, und Papa, der Herr Professor, hatte nichts dagegen,

denn er war ja ein großer Künſtler, und ſie, ſie betete ihn ja an.

Man brauchte ſie garnicht zu fragen. Schon ehe ſie ihn perſönlich kannte, hatte ſie ihn angebetet, da ſie ſeine Stücke ſpielte, und nichts als ſeine Stücke, und immer ſein Bildniß auf dem Titelblatte anſah, dieſes ſcharfe Südländergeſicht mit den in die Stirn hereinrollenden ſchwarzen Locken, der kühngebogenen Naſe, den vollen Lippen und dem dunkel glühenden Auge.

Nun wurde ſie ſeine Frau.

Seine Frau. Aber nein doch, — ſeine Frau!?

Ach, ſie konnte ſich nicht hinein finden, die Arme.

Schon am Hochzeitstage: Immer von unten ſah ſie zu ihm hinauf, voller Anbetung, und wie Nonnenglut flammte es in ihren Augen.

„Wie geht's, Madame la Violette?“ fragte ſie der Großvater beim Hochzeitsdiner, als er ſie einen Augenblick allein fand.

„Ach! Großpapa!“

Und wieder weinte ſie, heiß, heiß.

„Aber Veilchen, Veilchen! Mein kleines, ſüßes, dummes Veilchen! Sei doch geſcheit. Du weißt, du biſt jetzt Madame la Violette, und da mußt du halt vernünftig ſein. Veigerl du, kleins!“

„Ach, Großpapa!“

„Du, du, du: Nimm dich zuſammen! So geht's nit, wenn die Veilchen heiraten. Riſch und friſch! Ja, wo fehlt's denn? Du haſt ihn doch lieb?“

„Ach, ſo ſehr!“

„Na, ſiehſt Du. Munter alſo, munter, mein Veilchen.

Sei luſtig und blüh' ihm an die Bruſt, — aber nicht ſo weinerlich, ſonſt gehſt mir no' ganz ausanand, und mehr reden mußt auch, mehr reden, nit bloß ihn alleweil' anſchaun.“

Und dann war er wieder gekommen, der Große, Gebietende, Schwarze, mit den Genieaugen.

„Sie iſt halt noch a bisl ängſtlich, das Veilchen“ ſagte ihm leiſe der Großvater.

Das Genie nickte träumeriſch mit dem Kopfe.

In ihrem Herzen aber ging der Spruch: Blüh' ihm an die Bruſt!

Ja, das, das wollte ſie: wie ein junger Epheu am Götterbilde, weich, zärtlich, umrankend.

Und es behagte ihm dieſe ſtille Anbetung anfangs wohl.

Mit lautloſen Schritten ging die Liebe durch

ſein Haus, Blumen ſtreuend umſchritt ſie leichtfüßig einen Altar, und er war der Gott, der darauf ſtand.

Ah, ſo läßt ſich's ſchaffen! Nach jedem Akkord dankleuchtende Augen, und für jede Wallung des Herzens weiche Hingabe. Das war ein Hinwandeln auf duftendem Moos, unter blauem Himmel, zwiſchen lauter ſüß duftenden Jasminen.

Und er ſchuf eine Symphonie: Veilchen.

Oh, ein Schaffen aus dem Glück. Aus einer ſchwebenden Wolke weicher Seligkeiten warf er ſeine Harmonieen hinab in die rauhe Welt, die nur ein Vorhof ſeiner Wonnen war, er, der ſelige Gott, angebetet von der Liebe ſelber.

Und ihr Herz war voll der Wonne der Anbetung und Begnadung. So immerfort in alle Ewigkeit auf den Knieen, den Blick nach oben übergoſſen von Gnadenſtrömen!

Und die Symphonie war fertig. Freunde hörten ſie.

„Zu weich, lieber Freund. Wo iſt Dein Schwung hin, deine Feuergarben von Tönen, die in die Hölle und in die Herzen zucken? Du verkommſt in lauter Moll und Süßholz.“

Überall dasſelbe:

„Beſinne dich doch auf Deine Kraft! Leidenſchaft iſt Deine Stärke! Schreibſt du denn für Liedertafeln? Raffe dich auf, Freund, du biſt nahe, Philiſter zu werden.“

Philiſter?

Ja, freilich, recht beſehn, war dieſe Weichheit, dieſe wollüſtig parfümierte Muſik, ihm doch fremd. Nichts als Idylle und Schafſchur, und die große Kühnheit fehlte.

Und es grub ſich in ſeine Seele die Sehnſucht nach neuer Raſerei, wie ſie ſeine alte Art geweſen war, uud er ging wilden Tönen nach und ſtürmiſchen Phantaſieen.

Weg, weg dieſe ewige Gemütlichkeit!

Aber wie auf weichen Pantoffeln zog da fortwährend etwas hinter ihm her.

„Roſa, laß' doch endlich dein ewiges Schmachten! Schleich' nicht ſo. Es macht mich nervös, dies ewige Anſchaun.“

„Robert!“

„Aber ſo verſteh' mich doch! Ich vertrage die ewige Weichheit nicht. Wir verfilzen uns noch in lauter Liebe und Langerweile.“

Sie erſchrak vor der Brutalität dieſer Worte, und ein erſter Schmerz blinkte in ihrem Auge.

„Herrgott, haſt du denn gar keine Glut in Dir?

Glut, heißes, brauſendes Leben, Leidenſchaft? Ach dieſes ewige Schmelzen!“

Er raſte ſich aus auf dem Klavier. Schweigend in einer Ecke lauſchte ſie.

Er klappte den Flügel laut zu und ging. Kein Adieu.

Es ward ihr bange.

Aber nein, nein! Wie hatten dieſe Akkorde wieder ihr Herz ergriffen. Sein Genie, ja ſein Genie! Alles andere verſank. Oh, dieſer große Mann, dieſer große, große Mann!

„Blühe an ſeine Bruſt! — Kann ich denn mehr?“

Erſt ſpät kam er wieder. Er ſah ſo wirr aus.

„Robert!“

„Laß mich!“

Sie konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Was hat er nur? Was ſoll ich thun?

Und am nächſten Tag begann ſie wieder ihre ſchweigende Anbetung, und je mehr er ſich einwühlte in die Leidenſchaft ſeines Innern und es in brauſende Harmonieen ſtrömte, um ſo mächtiger fühlte ſie die Größe ſeiner künſtleriſchen Mannheit, und um ſo brünſtiger hing ſie an ihm in ihrer wortloſen, duldenden Verehrung.

Aber er entfernte ſich weiter und weiter von ihr, und ſie wurde ihm ein läſtiger Weihrauchduft.

Ein paar mal verſuchte er, ſie zu „wecken.“

„Ah, nichts mit dieſem — Veilchen!“

Und ſie durfte nicht mehr in ſeinem Zimmer ſein, wenn er phantaſierte und ſchrieb, und, war er ſeines Schaffens müde, ſo ſuchte er ſich Erholung draußen — wer weiß wo.

Sie fühlte, daß ſeine Liebe ſchwand, aber ihre Verehrung beſann ſich nicht auf das, was ſeine Liebe wieder hätte gewinnen können.

Sie war nur geſchaffen, ſtill an ſeine Bruſt zu blühen, wie ein Epheu an ein Götterbild, und er wollte ein Weib ſtatt einer Blume.

„Iſt Madame la Violette nicht glücklich?“ fragte der Großvater.

„Glücklich ...? Oh ... doch .... Großpapa!“

Die rote Sphinx

Die rote Sphinx

Winter-Frühlingsſtimmung

(1893)

Draußen drückt der Winter auf den Garten. Alle Wipfel ſtehen ſtill, ſtarr, ſchwarz. Es hat noch keinen Schnee gegeben. Nur harter Froſt ſchneidet die Luft, und es fallen blinkende Kryſtalle.

Das iſt ſo eigen. Dieſes Bild, wie alles kahl und kalt, müd und alt daſteht, geduckt unter einer ſtummen unabwendlichen Macht, dieſes Bild überkältet mein Herz und giebt mir ein greiſenhaftes Fühlen, eine wunderliche, unjugendliche Ruhe, ſo einen harmoniſchen Herzſchlag, pulslinde, gemeſſen, getragen beinahe, und ich könnte mir einbilden, daß ich weiße, dünne Haare hätte und Hände mit faltiger, weicher, dünnpergamentener Haut, unter der ſich die Knochen kalt anfühlen.

Herrgott, ich begreife das Wort „beſchaulich“! Laßt uns den J. H. Voß zitieren! —:

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens Saß der ....

Da ſchwankt ein Wipfel drüben. Eine junge Birke iſts.

Kein Baum iſt wie dieſer ſo voller keuſcher Seele, ſo mädchenzart und jüngferlich. Drum ſchmiegt er ſich auch ſo den Winden, drum zittert auch ſo ſein Laub, ſein helles, zages, wenn der rote Herbſt ins Hifthorn ſtößt, der nehmende, fruchtheiſchende Mann.

Immer noch die Birke. Hin und her, hin und her im Winterwinde. Und das Silber ihres Stämmchens iſt grau geworden.

Als die Margriten ihren Stamm umblühten .....

Ein weiter Kranz von flockigen Sternen wars, ſchön bogenrund hingeſät in berechnendem Armwurf vom guten Gärtner Lenz.

Wir nannten ihn „unſrer lieben Frawen Birke Heiligenſchein ..“, denn uns war minneſingerlich zumute.

Ach ja, da war Frühling .....!

Und wir waren ſo verliebt ...

Merkwürdig, wie verliebt der Menſch manchmal ſein kann, wenn Frühling iſt.

Mädchen küſſen, Verſe machen
Sind des Frühlings Siebenſachen.
Winter kommt, man blickt zurück:
Eine Wolke roſazart, eine leichte Wolke ...: Glück.

Wie ſchön der Garten damals, die ganze Erde wie ſchön!

Einmal ſah ich ein nacktes Amorbübchen die Birke hinaufklettern. Himmel, wie glänzten die roſigen Hinterbäckchen in der Frühlingsſonne! Und ein leiſer Wind legte ſeine blauen Falterflügel um. Willſt du wohl, Kletterbub! Und bſch! flog das Gottchen aus dem grünen Laube in die blaue Luft, richtig, wie ein Spatz auffliegt.

Ja, ja, der Frühling:

Es iſt ein Reihen geſchlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und iſt ein Lied geſungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen alſo ſüße,
Daß Weinen ſich mit Lachen paart:
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

Und durch den grünen Mai flog ihr rotes Haar, flog wie ein Schleier im Kreiſe um den ſilbernen Birkenſtamm, und ich höre noch ihre Stimme, die wie ferner Glockenwiderhall war im wunderlichen Liede:

Aus dem Roſenſtocke
Vom Grabe des Chriſt
Eine ſchwarze Laute
Gebauet iſt;
Der wurden grüne Reben
Zu Saiten
Gegeben.
Oh wehe du, wie ſelig ſang,
So erosſüß, ſo jeſusbang
Die ſchwarze Roſenlaute.

Ich hörte ſie ſingen
In mailichter Nacht,
Da bin ich zur Liebe
In Schmerzen erwacht,
Da wurde meinem Leben
Die Sehnſucht
Gegeben.
Oh wehe du, wie ſelig ſang,
So jeſusſüß, ſo erosbang
Die ſchwarze Roſenlaute.

Das war die „rote Sphinx“, die ſo ſang..

Die rote Sphinx .... In dieſem Liede — wer weiß, wer es ihr geträumt; ich glaube, daß

ſie es ſich ſelber gefügt hat aus Ahnen und Sehnſucht — war ihr ganzes Weſen.

Nonne war ſie halb und halb Bakchantin. Monſtranz und Korybantenbecken gaben wir ihr ins Wappen.

Unſer kleiner Präraphaelit — er iſt nun auch geſcheit geworden und hat ſogar den „Michel vierter Verdünnung“ erhalten; Gott laſſe ihm die Würdelaſt leicht ſein! — hat es gemalt.

Es war in der Herzform des Lindenblattes, das heraldiſch in drei große Felder geteilt war. Im linken Felde oben war die goldene Monſtranz, gehalten von zwei blührieſelweißen ſchmalen Händen, von denen weißſeidene Ärmel in ſteinſtarren Falten fielen. Daneben im rechten Felde zwei nackte, volle, rötlich überhauchte Arme (wie wenn der Widerſchein eines Pokals voll dunkelroten Weins auf ſie fiele), in deren niedlichen, feſten Händen die ſilbernen Becken wirbelten. Hinter dem Golde des linken Feldes war Silber, hinter dem Silber des rechten Feldes war Gold, — ſehr unheraldiſch das, aber ſehr ſchön. Unten aber im Hauptfelde lag ſie, lag ſie als zarte Sphinx mit dem Leibe einer jungen Löwin, mit ihrem brennroten Haar, mit ihren grünen

Augen, in denen ein Tiefton von gelb drohte. Hinter ihr war blaue, bestirnte Nacht, weit ausgewölbt in schweigende Unendlichkeit; zur Linken wuchs ihr eine mondlichtweiße Lilie, zur rechten flammte eine dunkelrote auf; beide steif und steil und mit stahlblauen Blättern wie scharfe Schwerter.

Wir sahen sie nicht gar oft. Sie war nur Gast in unserm Kreise, den wir die „Tafelrunde ohne Tafel" nannten, weil wir nicht immer was zu essen hatten.

Sie hatte einen kranken Onkel zu pflegen, der mit dem gräßlichen Egoismus des langsam Sterbenden ihre Jugend an sein Siechbett fesselte.

Mitten in der Stadt stand das ewig dunkle Haus, in dem sie wohnten. Das Krankenzimmer war stets im Dämmer; niemals ließen offene Fenster Licht in den stickigen Raum; an den Wänden hingen alte verstaubte Bilder. Ewig stöhnend lag der mürrische, graue Kranke im Bett; seine einzige Bewegung war das Zittern seiner knochigen Hände auf der dunklen Bettdecke.

Dort mußte sie weilen, Tag für Tag, und durfte nur fort, wenn der Alte schlief, und mußte

ſtundenlang aus alten Büchern vorleſen, ſchaurig romantiſche Geſchichten voll lächerlichem Pathos und weinerlicher Sentimentalität, und die abgeſchmackteſten Stellen wollte der halb idiotiſche Kranke immer zehnmal haben.

Sie trug dies Leben ohne Klage; ſie lehnte, ſtreng und doch mit innerlicher Bitte, jedes Mitleid ab.

Sie kam zu uns, in unſern wilden Kreis, wo ein jeder am liebſten mit den Sternen jongliert hätte, und wo köſtlicher Aberwitz in Hyperbeln und Paradoxen tollte, „auf Ferien“, wie ſie ſagte. Da wollte ſie nichts wiſſen von der Krankenſtube, in der — ſie ſtarb.

Denn ſie wußte es, ſie fühlte es mit greller Gewißheit, dort würde ſie vergehen, bald, ſchnell. Der Sterbende hatte ſie in ſeinem Baun, der Sterbende, den ſie nicht liebte, während ...

Wir konnten nur ahnen, wie tief die Tragik dieſer gelähmten Jugend war, denn nur in ſeltenen Andeutungen erfuhren wir etwas von ihr.

Da war ein Bild, von dem ſie uns einmal ſprach, ein Traumbild: Blendendes Frühlicht des Frühlings über einer blumigen Wieſe; glitzernder Thau an allen bunten Kelchen; unendlich weit der

Blick bis zu hohen, blauen Bergen; wolkenlos, wundertiefblau, jubelblau, so sagte sie, der Himmel. Nur da, aus fernster Ferne, langsam, schwül heran, eine dicke schwarze, gelbgeäderte Wolke. Und mitten im Blühen, in Lust und Leben, ein Mädchen, jugendrot, weit offen die Augen zu der schwülen, kommenden Wolke, und über ihr, aus der frischen Bläue der Luft heraus eine gelbgraue beinene Hand, von der es blutrot auf den Scheitel der Starren heruntertropfte . . .

„Malen könnt ihr das freilich nicht", fügte sie hinzu, „denn die schwarze Wolke müßte ein Gesicht haben, wie ein Mensch." Und sie wandte sich ab, wie von einem grauenhaften Ekel erfaßt.

Sie mußte furchtbar leiden, das sahen wir oft. Es war ein unaufhörlicher Kampf in ihr, ihr Leben zuckte unter den Würgegriffen eines Verhältnisses, hinter dessen letzte Geheimnisse wir nicht gekommen sind. Wir konnten es nur äußerlich wahrnehmen.

Bis ins Tiefste ergriff es uns oft, wie ihr Wesen jäh umschlug: aus einer jauchzenden, stürmischen, tanzrhythmischen Lustigkeit in beklommenes

Insichsinken, daß sie wie eine Somnambule ward, deren Seele im Wachschlaf die große Leidensgeschichte von Golgatha herzblutend in sich wiedererlebt.

Zwei Menschen sahen wir da oft in einem, zwei ganz verschiedene Menschen: ein lebenverliebtes Geschöpf, rot von Lust und Tanz; mit Augen, die sonnig hell und tief waren, wie beim ersten Kusse der Braut; mit einer Stimme voll blutwarmer Tiefe, beglückend und beglückt und von einem starken, strömenden Atem getragen, wie von erstem, ästehebendem Frühlingswind; die Bewegungen ein Schreitetanz, Berge hinauf, fröhlich, ausgelassen, kraftherrlich, — und dann — — —: eine Müde, innerlichst Verwundete, eine Verwelkende, Flehende: Laßt mich, laßt mich allein, laßt mich am Wegrande liegen — und beten ... und sterben ... Ihr Gesicht war dann grünlich blaß, ihr Auge tief eingesunken, stumpf, ihr Stimme zage und gebrochen, der Atem matt verhauchend, der Gang ein mühsames Schleppen.

Aber auch um diese Müde, Verendende war eine Atmosphäre von bannender Macht, von unwiderstehlicher Anziehungskraft.

An ihrem Übermut freuten wir uns, ihre helle

Freude nahmen wir wie die köſtliche Gabe des jungen Frühlings, — ihr tiefes Müdeſein liebten wir, ihre Qual beteten wir an, wie ein großes, wunderbares Symbol.

Die jüngſten unter uns redeten von ihr als von der modernen Muſe und behaupteten, ſie gäbe ihnen ſo unendlich tiefe Sachen ein, daß es nur leider nicht möglich ſei, ſie in Farben oder Worten zu dichten.

Nur einer unter uns, der einzige Nichtkünſtler, ein junger Arzt, cyniſch bis zum Unerträglichen, aber ehrlich in ſeiner ſchnellfertigen Kraftſtoffelei, warnte:

„Jungens, das Mädel iſt ein Unglück! Sie macht euch allemitnander zu Leichenbittern. Stigmatiſiert ſeid ihr allemitnander. Verdammt noch mal: ſogar die Geſundheit iſt bei der Roten krank!“

Ja, ſie litt wohl ſchwer am Leben, weil ſie nicht die Kraft hatte, es gering zu ſchätzen, wie es manche Kranke ſo gut verſtehen.

Sie wollte, wollte, wollte leben und glücklich ſein, geſund ſein.

Unſer cyniſcher Medizinmann brachte uns eines Tages die Nachricht: Sie iſt tot.

Er hatte ſie, zu ſpät gerufen, im Lehnſtuhl zuſammengeſunken gefunden, auf dem Schoße ein altes Buch.

Der Kranke hatte ununterbrochen auf ſie geſcholten, in unverſtändlichen Redensarten voll Gift und Galle und doch in einem Tone, der einen gewiſſen höhniſchen Schmerz verriet.

„Mir iſt angſt und bange geworden dabei,“ ſagte der Medizinmann; „das dumpfige dunkle Loch, der graue alte Kerl mit ſeinen gierigen Augen, und dieſe trocken bellende Stimme, — nee, es war gräßlich. Das Mädel muß ſchauerlich gelitten haben. Bis zum letzten Athemzug.“

Im Leichenhauſe auf dem Friedhof draußen, der ganz in Flieder ſtand und von Nachtigallen wiederklang, haben wir ſie beſucht und ihr Wappenbild an ihrem Sarge aufgeſteckt, lorbeerumwunden, wie ſichs ziemt für Eine, die kämpfend geſtorben iſt und mit der Seele einer Künſtlerin.

Ganz in Weiß gekleidet lag ſie da, die ſchmalen Hände über der Bruſt gefaltet. Die roten Haare floſſen ſo hart und tot die Sargwände entlang. Der Ausdruck ihres Geſichtes war ſtreng und weh.

Das Nonnenhafte an ihr hatte der Tod gesteigert.

Mir aber schien es, als habe der Tod uns nur die Nonne genommen, die nun daläge im toten Gebete, aber plötzlich würde sich aus ihr die heitere Tanzpriesterin des Lebens erheben, strack sich aufrichten im Sarge und laut, laut, laut wie ein silbernes Freiheitsgeläute lachen, hinauslachen in den Frühling: Ich bin gesund, meine Freunde, ich habe mich gefunden und lebe nun in heller Liebe und aller Hoffnung!

Seht, meine Augen sind blau geworden wie der lichte Himmel, und meine Wangen rot wie Apfelblust; nun sollt ihr euch mit mir freuen und tanzen in alle Ewigkeit um die junge Birke und ein Loblied singen dem lichten Leben!

Denn Krankheit, Not, Bangheit und Tod, alles was dumpf und häßlich ist, — oh, das ist nur Traum und träger Irrtum!

Jung sind wir und gesund und schön und voller Kraft, und in Liebe und Zuversicht wollen wir ein neues Leben gründen der grauen Welt! —

Das war wohl der Frühling, der mich ſo ſchwärmen ließ, der junge, preisliche Held mit dem grünen Panier, der lachend über die Erde ſchritt, als wir ſie der Erde gaben.

Ja, der Frühling war's wohl, der Frühling mit den Nachtigallenliedern, aber ich weiß: was er mir eingab, kam aus ihrer Seele, und es ſoll mir ein Vermächtnis ſein:

Es iſt ein Reihen geſchlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und iſt ein Lied geſungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen alſo ſüße,
Daß Weinen ſich mit Lachen paart,
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

Don Juan Tenorio

Don Juan Tenorio

Wenn Einer ſtark und ſchlank in den Gliedern iſt und dazu ein paar tiefdunkelblaue, angenehm feurige Augen, entzückend geſchwungene, volle Lippen und einen Tenor hat, mächtig emporſtrömend wie die Strahlmaſſe eines Rieſenſpringbrunnens und ſüß wie erſte Liebe, — dann iſt es ſchwierig, ſehr tugendhaft zu ſein.

Es giebt Mädchen und giebt auch Frauen, die es ſolchen Tenören geradezu unmöglich machen, bei der Stange der Tugend zu bleiben. Joſeph damals, in Ägypterland, der hatte es leicht mit der einen Potiphar; einen Mantel kann ſchließlich jeder ſchießen laſſen, zumal, wenn die Schneiderpreiſe ſo niedrig ſind, wie man es für die Zeiten des alten Teſtamentes annehmen darf. Aber, wenn die Potiphars dutzendweiſe auftreten und die engliſchen Schneider ſo teuer ſind, wie heutzutage, dann iſt es ſchon nicht mehr ſo einfach, keuſch und in Hemds-

ärmeln davonzueilen; ganz abgesehen von der polizeiwidrigen Unanständigkeit, die für einen wohlerzogenen modernen Menschen in einer solchen Garderobeverfassung liegt. In einem solchen Falle ist in diesen Zeitläuften Tugend sowohl unökonomisch als auch gegen die gute Sitte. Es geht einfach nicht. Wir leben nicht in Ägypterland.

Aus diesen Gründen (und noch ein paar andern) ist es zu erklären, daß der Kammersänger Müller (ich nenne ihn Müller, damit er inkognito bleibt) in den Ruf eines Mannes geriet, der im Irrgarten der Liebe öfter spazieren ging, als auf der Promenade.

Seine Freunde nannten ihn darum Don Juan Tenorio. Erstens, weil er ein Don Juan, zweitens, weil er ein Tenor war, und drittens, weil der wirkliche Don Juan, ohne ein Tenor zu sein (weshalb ihn Mozart auf Bariton gesetzt hat) aus einem Hidalgogeschlechte Namens Tenorio gewesen sein soll. Woraus man erkennen kann, daß Kammersänger Müllers Freunde in den historischen Wissenschaften wohl beschlagen und nebstbei Leute von Gründlichkeit waren.

Indeſſen: Müller war doch noch etwas mehr, als Don Juan und Tenor: er war auch Antiſemit. Vielleicht war er es deshalb, weil ſein ſpaniſches Vorbild als richtiger ſpaniſcher Hidalgo ganz ohne Zweifel auch Antiſemit geweſen iſt, vielleicht hatte er aber auch gar keinen Grund dazu außer dem, daß es heutzutage allgemein üblich iſt, Antiſemit zu ſein. Gleichviel: er war es und zwar ebenſo voll wie ganz. Es war ſein Sport, ſeine Erholung, ſeine Zimmergymnaſtik; er liebte den Antiſemitismus wie der Radler ſein Rad; es hätte ihm was gefehlt, wenn er des Gefühles verluſtig gegangen wäre, die Juden zu haſſen. Die Juden, — ha! Die jüdiſchen Tenöre — ho! Die jüdiſchen Kritiker, — Himmelherrgottsdonnerwetternochmal!

Im Übrigen aber war Müller ein kreuzgemütlicher Herr, der in Wahrheit weder einer Fliege noch einem Juden etwas zu Leide hätte thun können. Ich glaube: Gerade weil er eigentlich niemand haſſen konnte, gab er ſich dieſe grimmige Mühe, alles Jüdiſche mit dem Haſſe eines Nibelungenrecken zu verfolgen. Er hatte zu wenig Bewegung und Leibesarbeit für ſeine gewaltige Statur; er hätte

ſich eine Jagd pachten oder Fußball ſpielen ſollen, um die überſchüſſigen Kräfte los zu werden; da er alles dies nicht that, mußte er gewaltig viel trinken und dabei auf die Juden ſchimpfen.

Es war alſo eine Art hygieniſcher Antiſemitismus, dem er fröhnte, eine liebe, heilſame Gewohnheit, und, weil er ſich ſo wohl dabei fühlte, war er ganz verliebt darein und aufs Innerlichſte davon überzeugt, daß ſein Judenhaß zu ihm gehörte, wie ſein Tenor, als ein weſentlicher Beſtandteil des Mikrokosmos Müller.

Seine Freunde waren nicht weniger antiſemitiſch als er und teilten mit ihm die Neigung für Getränke von Wucht und Fülle. Es waren vorzüglich zwei, mit denen er gerne ſchwere Bowlen trank und die jüdiſche Raſſe vertilgte: der grenzenlos dicke Baſſiſt Schulze und der kleine glatzköpfige Doktor Lehmann, ein Privatgelehrter, der neben vielem Geld eine böſe Zunge hatte und im Grunde der einzige von den Dreien war, dem man es zutrauen konnte, daß er einmal mit ſeinem Judenhaſſe Ernſt machte, — nur hätte es nicht gar zu ernſt ausfallen dürfen. Der Blutdurſt wird immer ſeltener, ſelbſt unter Germanen und Privatgelehrten.

Da an dem Theater, dem Müller und Schulze

angehörten, der Mittwoch immer opernfrei war (weshalb man ihn den Tag der Seligen nannte), ſo war dieſer Tag ein für allemal dazu beſtimmt, mit einer redereichen Bowle beſchloſſen zu werden, deren Schauplatz abwechſelnd die Wohnung eines der Dreie war. Ich will nicht ſagen, daß man dabei durchaus nichts anderes gethan hätte, als gegen Judäa zu Felde zu ziehen, denn es gab ja ſchließlich auch noch Collegen, aber ſo viel ſteht feſt, daß im rollenden Cyklus der Bowlen immer ein Zeitpunkt eintrat, wo der eine oder andere den übrigen Geſprächsſtoff mit breitem Schwunge beiſeite ſchob und dafür das Leib- und Magenthema von der Nichtsnutzigkeit der pp. Juden mitten auf den Tiſch aufpflanzte.

Sie amüſierten ſich ſelber darüber, wie ſich das ſtets ſo geſetzmäßig vollzog, als ſteckte ein Gelübde dahinter, und es galt als Ehrenpunkt, das Urthema mit immer neuen Ouverturen einzuleiten. Je weiter der Sprung zum Juden war, und je eleganter er ausgeführt wurde, um ſo lebhafter dröhnte der Beifall dem kühnen Springer. So hatte Schulze einmal einen wahren Triumph erlebt, als er mit einem unnachahmlichen Gedankenſatz von der Apfelweinkur auf die Judenfrage übergegangen war, und das

TAYLOR INS. CO.
Digitized by Google

in einem Augenblicke, als wirklich keiner etwas Böſes ahnen konnte. „Es iſt kein Zweifel," hatte er geſagt, „der Apfelwein gehört zu den beſſeren Abführmitteln, aber dieſer infamen Nation macht er uns doch nicht ledig!"

Es war ein ſolcher Bowlenmittwoch, und die drei Freunde waren in Don Juan Tenorios Wohnung verſammelt, als dieſer erklärte: Heute giebts Knoblauchbowle!

Der grenzenlos dicke Baſſiſt, der nichts ahnend beſchaulich daſaß wie der japaniſche Gott des Reisbiers und der Zufriedenheit, erhob majeſtätiſch ſein Haupt, daß ſeine fünf Kinne übereinanderherſchwappten, und ließ ſeinen Bauch, den er eben etwas nach oben plaziert hatte, entſetzt fallen, ſodaß das Zimmer bebte. Der Privatgelehrte klatſchte ſich ſchonungslos auf die Glatze.

Dann riefen beide rollenden Auges und fürchterlich, im Baß der eine, der andere im Sopran: Knoblauch!? ...! ...?

— Echte Knoblauchbowle! wiederholte der Tenor: mit Mazzes.

— Dieſer zügelloſe Burſche erlaubt ſich un-

gebührliche Ironieen mit ſeinen älteren und ſeriöſeren Freunden, bemerkte der Baſſiſt und blies Luft von ſich.

— Er macht übelriechende Witze und vergißt, daß er es mit Leuten von Geſchmack zu thun hat, erklärte der Privatgelehrte.

— Er macht gar keine Witze, ſagte der Tenor gelaſſen und rief zur Thür hinaus: Frau Kunkel, iſt der Judenknabe da?

In dieſem Augenblick geſchah etwas Schreckenerregendes: Schulze, der mit einem Gewaltſatze aufſpringen wollte, es aber nicht vermochte, hob ſtatt deſſen ſeinen Bauch mit Aufbietung all ſeiner Kräfte ſchnaufend dreimal hoch und ließ ihn dreimal wieder fallen. Es war wie ein Erdbeben. Dazu rief er mit tiefſtem Donnerton: Luft! Luft! Führt mich in Atmoſphäre!

Der Privatgelehrte aber, dem das ſehr leicht fiel, war wirklich aufgeſprungen und blies den Tenor von unten mit emporgeworfenem Kopfe an wie weiland David der Hirtenknabe den Rieſen Goliath: Wie?! Was ſagt er? Wen erwartet er? Was? Wie? Wahnſinn! Wahnſinn!

Der Tenor lächelte blos. Dann begütigte er:

Ruhe! Friede ſei mit euch! Haltung, meine Freunde! Hört mich an!

Es war wie vor einer großen Arie.

Und nun ſprach er:

— Ihr wißt, daß ich einige Verehrerinnen in dieſer Haupt- und Reſidenzſtadt habe. . . .

— Laſterbube! brummte der Dicke.

— Ich trage das mit männlicher Würde und thue mein Mögliches. . . .

— Das Fleiſch iſt willig, und der Geiſt wird ſchwach, fiſtelte der Privatgelehrte.

— Ein bischen Neid iſt hochwillkommene Würze. Das nebenbei! Aber, was ich zu ſagen hatte: Seit zwei Wochen hab ich auch einen Verehrer.

— Ich ſah dieſe Verirrung längſt voraus; ſo endigen alle Debaucheurs. Aber dennoch: pfui! Du biſt auf glitſcherigem Pfad, Tenorio! Ich werd es Herrn Krafft-Ebing ſchreiben.

Der Dicke ſchüttelte das Haupt.

Tenorio fuhr unbeirrt fort:

— Seit zwei Wochen bombardiert mich ein junger Handlungslehrling mit allerhand Briefen, ſowohl in Proſa als auch in einer Art Verſe. Z. B.

Wenn ich Dich als Siegfried ſeh,
Schwingt mein Herz ſich in die Höh;

Einmal nur in Deiner Näh
Möcht ich weilen;
Zu Dir eilen;
Wo ich geh und wo ich ſteh,
Denk ich Dein in Luſt und Weh.

— Pfui! dröhnte es aus der Tiefe des Dicken.

— Dieſer Handlungslehrling iſt ein Backfiſch, erklärte Lehmann.

— Nein, es iſt ein kleiner Jüd.

Der Dicke wimmerte, als ob er Kolik hätte.

Der Glatzköpfige pfiff vor Ärger.

— Karfunkelſtein heißt der Dichter.

— Luft! Luft! Ich erſticke. Knöpft mir die Weſte auf!

Der Dicke ſah ganz hilflos aus.

— Natürlich kann ich mir das nicht gefallen laſſen.

— Überliefere ihn meiner Fauſt, Tenorio! Ich werde ihn am linken Fuße ergreifen, ſo; mächtig dreimal ſo um mein Haupt ſchwingen, ſo; und ſeinen elenden Judenſchädel an einer Schandſäule zerſchellen laſſen, ſo . . .!

Der Baſſiſt mimte dieſe entſetzliche Handlung mit vielem Ausdruck.

— Die Frechheit dieſer Raſſe zieht die letzte

Badehoſe aus, wenn ſie Verſe macht, bemerkte der Privatgelehrte.

— Ich werde ein Exempel ſtatuieren. Ich habe den hebräiſchen Knaben für heute eingeladen, — erklärte Müller.

— Gut ſo! Schleppt ihn an meinen Stuhl! Mit dieſer meiner rechten Hand werde ich ihm die Ohren elephantiſch lang ziehen. Wo iſt der iſraelitiſche Bube! Her mit ihm! Aber vorher, Tenorio, gieb mir zu trinken!

Schulze ſah aus, wie ein kanibaliſcher Opferprieſter. Die Rockärmel hatte er beide hochgeſtreift.

Da klingelte es.

— Macht keine Dummheiten, Leute! Wir wollen ihn einfach betrunken machen. Sein Katzenjammer ſoll ſeine Strafe ſein.

— Elender Weichling! Schlappohriger Entſchluß! Aſſa foetida und Anilintinte ihm in den Schlund!

Der Baſſiſt ſah immer noch furchtbar aus.

Aber Lehmann pflichtete bei:

— Alkohol, dem germaniſchen Manne begeiſternde Labe, iſt dem knoblauchgeſchwächten Organismus des Semiten Gift. Wir wollen ihn einſeifen, daß ihm der Schaum bis ins Gehirn ſteigt.

Der Privatgelehrte ſah teufliſch aus, als er das ſagte.

Da klopfte es zaghaft an die Thür, Schulze donnerte ein gewaltiges Herein! und in die Stube trat ein junger Menſch von etwa ſiebzehn Jahren.

Die ſechs Antiſemitenaugen blickten ihn ſtreng an und fanden, daß es ein greulicher Judenjunge ſei. In Wahrheit war es ein hübſcher, etwas mädchenhaft ausſehender Burſche. Wäre die Statur nicht gar ſo kümmerlich geweſen, beſonders in den unteren Partien, und hätten die Arme ſich mehr in den üblichen Verhältniſſen gehalten, ſo hätte die ganze Erſcheinung als höchſt angenehm gelten können. Zumal in den ſchwarzen Augen lag etwas rührend Gläubiges, ein tiefes Feuer, das ſich nur nicht heraustraute. Und auch der Mund war edel und fein. Aber der gute Eindruck mußte verſchwinden, ſobald das ſchüchterne Kerlchen ſich bewegte. Er hatte im Gange etwas von einem aufgeregten Papagei, wie er ſo über die großen Zehen daher kam und mit dem Oberkörper zuckte. Dazu unabläſſige Verbeugungen und ein ratloſes Herumirren der ſchönen Augen.

— Sie ſind alſo der Herr Karfunkelſtein!? redete ihn der Tenor an.

— Ja, Herr Kammersänger, ich heiße Karfunkelstein.

— Wissen Sie, was das bedeutet!? donnerte ihn der Bassist an.

— Ich . . . ich . . . entschuldigen Sie . . . ich verstehe nicht . . . wieso? . . .

Der kleine Mann sah eine Spur energisch aus, als er das sagte.

— Genug! Setzen Sie sich!

Der Bassist reckte seine Faust nach einem leeren Stuhle hin.

Der Anflug von Energie schwand vor dieser mächtigen Geste. Der junge Mann setzte sich und blickte den Tenor schüchtern lächelnd an.

— Trinken Sie! donnerte der Bassist.

Diese Aufforderung war in deutlichster Imperativform gestellt, es konnte gar kein Zweifel darüber obwalten, aber Herr Karfunkelstein nahm sie als Frage und antwortete demütig: Nein.

— Treiben Sie keine frivolen Späße mit uns, Herr Diamantgeschmeide! Erfassen Sie mit Ernst die ernste Situation! Nehmen Sie dieses Glas und trinken Sie es ungemein schnell aus!

Der Bassist blähte die Backen und verdoppelte

damit den Umfang seines ohnehin übermenschlich großen Antlitzes.

Der junge Mann erschrak heftig und machte Miene, aufzustehen.

Aber der Tenor brachte ihn gleich wieder zum Sitzen, indem er sprach: Jaja, mein Freund, Sie müssen schon trinken. Sind Sie nicht mein Gast? Nun also! Thun Sie uns Bescheid! Wir wollen lustig sein, mein Herr Verehrer!

Der junge Mann errötete, lächelte und trank.

Es war ihm ja unbehaglich, und er fühlte, daß dieses Getränk ihm zu Kopfe stieg, aber er fühlte sich doch auch wieder innig wohl und sehr geehrt, da er mit seinem Idol zusammensitzen durfte, mit diesem Mann, in dem er die Verkörperung von Gestalten verehrte, die für ihn der Inbegriff alles Hohen und Erhabenen waren.

Wie die Bowle ihm Mut gemacht hatte, was sich verblüffend schnell einstellte, fing er denn auch gleich zu schwärmen an. Unter dem dröhnenden Hohoho des Bassisten und dem meckernden Hähähä des Privatgelehrten stammelte er seine Begeisterung für den angebeteten Herrn Müller ergriffen von sich, und, wie er noch mehr Bowle getrunken hatte,

genügte seiner Seele das prosaische Wort durchaus nicht mehr; er ließ sie in Versen auslaufen.

Der arme kleine Bursch! Auf dem Stuhle stehend und eckig mit den Armen die Luft durchfegend krähte er mit trunkener Stimme entsetzlich gereimte, aber ehrlich empfundene Banalitäten und that immer wieder selig Bescheid, wenn ihm das boshafte Trifolium, gleichfalls immer betrunkener werdend, unter Ausrufen dick aufgetragener Bewunderung für seine Poesie zutrank.

Der Bassist nannte ihn nur noch König Salomo und zwang ihm einen Stiefelknecht als Harfe in die Arme. Der Privatgelehrte erbot sich, seine Gedichte unter dem Titel „Tadentisch-Hymnen an den göttlichen Müller" in Goldschnitt und mit Karfunkelsteins Porträt herauszugeben, und der gefeierte Kammersänger selber erklärte, er werde der unziemlichen Krämerfrohnde des begnadeten Isaak ein Ende machen und ihn zum Heldenknabensopran ausbilden.

Daran schlossen sich Gesangsproben des mehr und mehr sinnlos werdenden jungen Mannes, der unablässig singen mußte:

Keiner ging, doch Einer kam,
Siehe, der Lenz lacht in den Saal.

— Oh du verfluchter König Salomo, erklärte der Baſſiſt, du ſingſt wie eine Libanonamſel auf Cedernwipfeln, und der Meiſter ſelber, hätte er das erleben dürfen, würde dir den Weihekuß verſetzt haben. Komm her, du ſäulenbeinige Zierde Iſraels, daß ich dich an meinen Bauch drücke!

Der Baſſiſt hatte vor Betrunkenheit ſeinen Antiſemitismus völlig vergeſſen und beteuerte, daß er dieſen hoffnungsvollen Knaben ſchwärmeriſch liebte.

Dieſer ſelber begann ſchließlich hebräiſch zu ſingen, indem er dazu einen ſonderbaren knickebeinigen Tanz vollführte, den man allgemein als Tanz vor der Bundeslade bezeichnete und unermüdlich da Capo begehrte.

— Noch einmal den Knieknacketanz der Iſraeliter! ſchrie der Baſſiſt.

— Knackeknie! Knackeknie! Oh Du ſü . . ßes, oh du ſchö . . nes, oh du kru . . umm . . es Kna . . a . . a . . ackeknie! ſang der Privatgelehrte.

Es war längſt Mitternacht vorüber, als allgemeine Müdigkeit zum Aufbruch mahnte.

Der Baſſiſt ſtülpte ſich ſeinen ſamtnen Wagner-

hut aufs Haupt, der Privatgelehrte keilte ſich ſeinen Zylinder auf den Schädel, der Tenor ſuchte die Kopfbedeckung des jungen Mannes. Der aber erklärte mit Beſtimmtheit, niemals in ſeinem Leben dieſen Raum verlaſſen zu wollen, der für ihn der Himmel aller Himmel ſei. Man ſetzte ihm ſein kleines Hütchen auf und ſprach ihm gütlich zu, aber er warf es mit einem Gekräh höchſter Verzückung zum Fenſter hinaus und ſchwang die Arme ſtürmiſch im Kreiſe und rollte verwegen die Augen und weinte dann vor Seligkeit.

Es war kein Mittel, ihn fortzubringen. Nicht einmal wegtragen ließ er ſich, und ſchließlich: Wohin hätte man ihn tragen ſollen? Niemand wußte ſeine Wohnung. Unmöglich, ihm ein vernünftiges Wort zu entlocken.

— Wo wohnſt du, König Salomo? Wo ſtrahlt die Pracht deiner heimiſchen Kandelaber?

— Wagelaweia! Wallhall, ragender Bau! Wa .. wa .. wa ...

— Haben Sie wenigſtens einen Hausſchlüſſel?

— Winterſtürme wichen dem Wonnemond, Wo ... wo ... wonnemond.

— So lagre ſein Gebein aufs Kanapee, Tenorio!

— Eine nette Geſchichte. Einen wildfremden Judenknaben im Haus. Vaterfluch und gerungener Mutterarm. Menſch! Denken Sie doch an Ihre Herren Eltern!

— Ein Wälſung wächſt mir im Schoß ... Ein Wä .. Wä .. Wälſung ... wagelaweia ... Wälſung.

— Schlaf wohl, Tenorio! Hüt mir den Knaben hold und wache ſein!

Die Hausthüre fiel hinter Schulze und Lehmann ins Schloß.

Wohl zu ruhen wünſch ich Ihnen,
Wünſche Ihnen wohl zu ruhen!

klangs von unten herauf. Noch ein paar dröhnende Schritte. Ein gewaltiger Baßgähner. Eine Schutzmannsſtimme. Doppelreplik in Baß und Fiſtel. Stille .... Don Juan Tenorio hörte nichts mehr als das Schlaflallen ſeines Verehrers, der, den Kopf in einer Lache verſchütteter Bowle, mit von ſich geſtreckten Armen auf der Tiſchplatte einſchlief.

Herr Kammerſänger Müller ſchüttelte den Kopf, ſtemmte die Arme in die Seite und gähnte.

— Verfluchte Choſe! ...

Er nahm seinen Verehrer in die Arme und legte ihn aufs Sofa.

— Siegfried, lachender Held! murmelte der, und ein beglücktes Lächeln blieb um seine Lippen, indeß er fest einschlief.

Don Juan Tenorio begab sich in sein Schlafzimmer und fand kaum Zeit, sich auszuziehen. Dann sank er ins Bett und schlief augenblicklich ein.

Er habe von „lauter Synagogen" geträumt, hat er später erzählt.

Am nächsten Morgen gab es ein böses Erwachen.

Morgen ist eigentlich zu wenig gesagt. Es war Mittag vorüber.

Don Juan Tenorio erwachte mit einem vollkommen dumpfen Kopfe und verwünschte den Begriff der Bowle an sich. Dann versuchte er an sein Repertoire zu denken, und gleich darauf stilisierte er eine Unpäßlichkeitserklärung.

Da hörte er aus seinem Zimmer ein stoßweises Schluchzen, und mit einemmal erinnerte er sich des Geschehenen. Mit beiden Beinen zugleich war er aus dem Bette heraus und stürmte, soweit es ihm

das bis auf die Knöchel reichende Nachthemd gestattete, ins Nebenzimmer.

Jammer, was er da sah!

Der kleine Karfunkelstein saß, kalten Schweiß auf der Stirne, Thränen in den Augen, auf dem Sofa und preßte beide Hände auf die Schläfen.

— Oh Gott! Oh Gott!

Weiter sagte er nichts.

— Ist Ihnen übel?

— Oh Gott! Oh Gott!

— Warten Sie, gleich wollen wir Kaffee trinken ..

— Oh, oh, — ach, welche Zeit ist es denn?

— Halb eins!

— Halb ...?

Der arme Bursche riß die Augen entsetzt auf und lief zur Thüre.

— So können Sie doch nicht fort!

— Ich ... ich ... ich muß ins Geschäft ... Ach Gott, ach ... ah ... Mein Prinzipal! Meine Eltern ....

Er sank auf dem nächsten Stuhle nieder.

— Ich ... ich ... nein: ich kann ja nicht mehr nach Hause ... Ich ... muß ... fort ... weg ... Mein Vater ... Ach Gott ... ach ...

Der arme Junge weinte wie ein Kind.

Herr Müller vergaß durchaus, daß er einen Judenknaben vor ſich hatte, an deſſen Schmerz er ſich von Rechtswegen hätte weiden ſollen, und war ſowohl von Mitleid für Iſaak wie von rechtſchaffener Wut über ſich ſelber ergriffen. Er ſagte das Herrn Karfunkelſtein auch ganz unumwunden, bat ihn um Verzeihung und tröſtete ihn.

Jetzt wollten ſie erſt mal richtig Kaffee trinken und ſich in den Zuſtand geſitteter Menſchen verſetzen, dann werde er ihn zu ſeinen Eltern bringen und, wie ſichs gehörte, erklären, daß nur er, der gewiſſenloſe Verführer, an Allem ſchuld ſei. So werde ihm, dem Iſaak, nichts geſchehen, und ein bischen Katzenjammer ſei ſchließlich keine Cholera. Alſo Mut! --:

Siehe der Lenz lacht in den Saal!

Wie Iſaak dieſe Stimme und Weiſe hörte, ging ein mattes Lächeln über ſeine im übrigen ganz aus der Struktur gekommenen Züge, und er erklärte ſich bereit, Toilette zu machen, Kaffee zu trinken und überhaupt alles zu thun, was der Herr Kammerſänger für gut befinden würde.

Es dauerte nicht lange, und Don Juan Tenorio ſaß mit ſeinem iſraelitiſchen Verehrer am Kaffeetiſch.

— Schwarzer Kaffee, viel ſchwarzer Kaffee, junger Freund, das iſt das beſte gegen die Dämpfe genoſſener Bowlen. Diskret ein Kognak ſanft hinein wird auch nicht ohne Wirkung ſein!

Wie Jung-Iſaak aber das Wort Kognak hörte, ergriff ihn ein Schüttelfroſt, und er hob beide Hände beſchwörend, flehend, abwehrend hoch.

Deshalb ließ der Kammerſänger die Kognakflaſche nur nach ſeiner Seite hin in Thätigkeit treten und legte bei ſeinem Gegenüber das Hauptgewicht auf ſchnelle und exakte Einnahme von Kaffee.

Dieſe halb ärztliche Art der Behandlung war zweifellos nötig, denn der unglückliche junge Mann wurde erſichtlich immer grüner im Geſicht und zeigte überhaupt alle Symptome einer ſchweren Erkrankung. Es war ja nicht blos der Katzenjammer, der allein ſchon genügt hatte, ſechs Iſaaks von dieſer ſchwachen Konſtitution grün zu färben: es kam noch eine unbeſchreibliche Angſt vor Vater, Mutter und Prinzipal hinzu.

Don Juan Tenorio, der als Mann von vielen Graden die Attacke des Katzenjammers bereits mit ſiegfriedhaftem Trutz zurückgewieſen hatte und ſich nach dieſer kleinen Anſtrengung doppelt wohl fühlte,

ließ ſich während dieſes mediziniſchen Frühſtücks erſt mal Bericht über die häuslichen Verhältniſſe Iſaaks erſtatten. Er erfuhr dabei, daß ſein Verehrer einem ſtreng orthodox jüdiſchen Hauſe entſtammte, denn Karfunkelſtein ſenior gehörte dem Synagogendienſte der Stadt an; er war für die jüdiſche Gemeinde das, was man bei den Katholiken Meßner, bei den Proteſtanten Küſter heißt. Wie er ſehr fromm war, war er leider auch ſehr ſtreng, und Iſaak hatte allerlei Befürchtungen höchſt peinlicher Art; ſeine einzige Hoffnung, erklärte er, ſei Rebekka, die Schweſter; dieſe ſei die einzige, die vielleicht den Zorn des Alten beſänftigen könne; die Mutter werde ſich nur einſchließen und immer weinen, immer weinen.

Synagogendiener — Rebekka — die immer weinende Mamme —, Herrn Müller ſtieg der Antiſemitismus hoch, und es ward ihm höchſt unbehaglich zu Mute bei dem Gedanken an das Milieu, in das er ſich jetzt als Ankläger ſeiner ſelbſt begeben ſollte.

Er beſchloß bei ſich ſelber, dieſen Kelch möglichſt ſchnell zu leeren, und beeilte daher den Aufbruch.

Da Iſaaks Hut nirgends zu finden war, weil

er ja vergangene Nacht den Weg durchs Fenſter genommen und nun vermutlich einen Bäckerjungen zum Beſitzer hatte, ſo mußte in der umfangreichen Hutſammlung des Kammerſängers Erſatz geſucht werden. Man einigte ſich, da die ſteifen Hüte dem ſchmalköpfigen Iſaak ſämtlich bis auf die Ohren rutſchten, auf Tenorios Tiroler-Hütchen, das nach Einlage mehrerer Bogen Löſchpapier ungefähr paßte. Der Gamsbart und die verwegen nickenden Spielhahnfedern ſtachen freilich in einem etwas harten Kontraſte von dem übermelancholiſchen wüſten Antlitze Iſaaks ab, und dieſer Hut auf dieſem Kopfe paßte mehr in die Fliegenden Blätter, als auf die Straße, aber Iſaak war in einer Verfaſſung, daß er ſelbſt im weißlackierten Blechzylinder eines Droſchkenkutſchers in die Öffentlichkeit getreten wäre, und ſo verließ man denn das Haus. Der Kammerſänger ſchmetterte eine Droſchke herbei, und die Angſt Iſaaks, begleitet von der ſchwülen Unbehaglichkeit Müllers, fuhr zur alten Synagoge.

Je näher ſie ihrem Beſtimmungsort kamen, um ſo bänger wurde Iſaak, um ſo unbehaglicher

befand ſich Müller. Als die Droſchke in der engen Straße mit den vielen Trödlern und den zahlreichen kleinen jüdiſchen Buchhandlungen hielt, vor einem ſchmalen hohen Hauſe, das den Eindruck eines engbrüſtigen langen alten Hauſierers machte, der ſich nur am Schabbes wäſcht, da konnte ſich Iſaak durchaus nicht mehr helfen und mauſchelte etwas vor ſich hin, das ebenſowohl polniſch oder hebräiſch oder eine Miſchung aus beiden ſein konnte, und Müller ſagte laut und vernehmlich: Hol mich der Teufel!

Dieſer Aufforderung wurde aber keineswegs Folge geleiſtet (denn der Teufel iſt eine chriſtliche Inſtitution und nicht in der Judengaſſe etabliert), ſondern der ſchöne Bruno, Don Juan Tenorio, Kammerſänger und Inhaber zahlreicher Orden und Medaillen für Kunſt und Wiſſenſchaft, mußte thatſächlich mit dem zitternden, ſtöhnenden, völlig jeder Haltung beraubten Iſaak, dem der Schweiß unter dem höhniſch kecken Tirolerhütchen herunterrann, die enge, finſtere, ſchmutzige Treppe in dieſem engbrüſtigen Hauſe hinaufſteigen und oben die Klingel ziehen.

Grrrr ... ring ... ging ... ging ... grrr! machte dieſe Klingel, die, wie es ſich in dieſem

Hause von selbst verstand, schwindsüchtig war und an einem zweifellos altteſtamentariſchen Drahte hing. Kaum hatte dieſer Draht ausgeraſſelt, öffnet ſich aber auch die Thüre, und ...

Aber das iſt der Wendepunkt nicht blos in dieſer Geſchichte, ſondern auch im Leben Don Juan Tenorios. Es gebührt ſich alſo, ſie mit einem neuen Hauptſatz einzuleiten —:

Ein junges Mädchen erſchien im Thürſpalt, ſtieß in angenehmſter Alt-Lage einen Schrei der Freude aus, nahm Iſaak am Kopfe, daß das Tirolerhütchen in einem gießbachhaften Bogen zur Erde fiel, drückte ihn an die Bruſt, küßte ihn auf die Stirn, nahm ihn bei der Hand und ſagte: Gott Lob und Dank! Dann erſt bemerkte ſie den erſtaunten Kammerſänger, der, ſeinen Cylinder in der Hand, voll weltmänniſchen Anſtandes daſtand, und trat, ein bischen erſchrocken, einen Schritt ins Dunkel des Korridors zurück.

Jetzt fühlte Tenorio ſeinen Augenblick gekommen. Er ſprach: Sie erſchrecken mit Recht vor mir, mein Fräulein, denn ich bin es, der am Ausbleiben Ihres Bruders und an Ihrer Angſt und Sorge die Schuld trägt. Geſtatten Sie es mir, daß ich vor Ihnen und Ihren Eltern meine ausführliche

Beichte ablege. Pardon, daß ich vergaß: mein Name ist Bruno Müller, Königlicher Kammersänger.

Der gewandte Heldentenor, der nur einem weiblichen Wesen zarteren Alters gegenüberzustehen brauchte, um sich sofort als Herr der Situation zu fühlen und zu betragen, brachte dies mit großer Sicherheit und in einem unnachahmlichen Tonfall vor, in dem sich vielerlei ausdrückte: Schuldbewußtsein, Ehrerbietung, Zuversicht vollkommner Verzeihung, leutselige Herablassung.

Das junge Mädchen gab ein halb schüchternes, halb erstauntes Ah! von sich und sagte dann mit einer weichen, wie mütterlichen Stimme ganz ruhig: Die Eltern sind beide wegen Isaak aus, kommen aber wohl bald zurück. Wenn Sie ein paar Minuten warten wollten ... ?

— Ich bin so frei, erklärte der Kammersänger, dem die Stimme des Mädchens sonderbar wohlgefiel, und trat über die Schwelle des Synagogendieners Abraham Karfunkelstein.

Im Korridor sah er von Fräulein Rebekka noch weniger, als eben vor der Thür, aber nun wurde er in die gute Stube der Karfunkelsteins geführt, und da war es hell.

Und da sah er nun inmitten von verblichen grün mit Plüsch überzogenen Mahagonimöbeln, daß Rebekka sehr schön war, in einer Art schön, wie er sich nicht erinnerte, jemals ein Mädchen gesehen zu haben. Geblendet war er nicht, — wer hätte den schönen Bruno blenden können! Es war mehr, — er fühlte sich in einer wunderlich tiefen Weise gerührt. Der Don Juan fiel von ihm ab, wie ein Rollenkostüm. Ihm wurde ganz weich ums Herz. In diesen Augen, die ihn so groß und fragend anschauten, lag ein so reiner Seelenfrieden, eine so stille tiefe Güte, daß er sich ganz verruchtvorkam. Alles an diesem Antlitz: die klare hohe Stirn, die edelgerade Nase, die etwas vollen, aber doch strengen Lippen, das schöne Oval der ganzen Kopfbildung, alles hatte einen großen und doch herzlichen Zug.

— Madonna! dachte er bei sich und war ganz verblüfft darüber, daß ihm dieser Begriff angesichts einer Jüdin kommen konnte, aber gleich darauf hätte er sich an seine Stirn schlagen mögen: Natürlich, warum denn nicht, ... man muß den Antisemitismus wahrhaftig nicht bis zur Umkehrung geschichtlicher Thatsachen treiben wollen ....

Den Antiſemitismus . . .

Don Juan Tenorio ſchämte ſich und wurde noch verwirrter.

Nein, was dieſes Mädchen ſchön war! Und wenn ſie nun gar ſprach . . . Heiliger Himmel, was für Seligkeiten aus dem Tone einer Mädchenſtimme ſtrömen können! Und da wagt man es noch, ſich auf die Bühne zu ſtellen, den Mund bis zu den Grenzen der Möglichkeit aufzureißen und die Gallerieen anzubrüllen! Da, da, das war Geſang, Seele, Schönheit, höchſtes Glück für Ohr und Herz. Hol der Teufel die Kunſt!

Bei einem ſolchen Durcheinanderſtrudeln von Gefühlen iſt es nicht wohl möglich, viel zu reden. Kein Gedanke daran, daß der gewandte Bruno hier in dieſem Zimmer, vor dieſer ſtillen Schönheit ſo ſchöne Sätze zutageförderm konnte wie draußen vor der Thüre. Er benahm ſich nicht viel gewandter als geſtern Iſaak bei ſeinem Debüt. Ja bei Gott, er fühlte ſich wie ein kleiner Gymnaſiaſt, wie ein in Begeiſterung beklommener Handlungslehrling, und dennoch: er fühlte ſich wohl.

Noch wohler wäre ihm freilich geweſen, wenn er gar nichts hätte zu ſagen brauchen, wenn er

dieſe Augen, dieſes Oval, dieſes ganze Madonnenweſen nur ſtill hätte anſtaunen dürfen, wie man in der Kirche ein ſchönes Altarbild betrachtet, andächtig, ohne Wunſch, in ſchweigendem Genuß ſeltener Augenblicke reinſter Hingebung. Aber er mußte leider doch auch etwas ſagen, und wenns auch nicht viel war.

Er beſchränkte ſich in der Hauptſache darauf, den allmählich ruhiger werdenden Iſaak auf Koſten ſeiner eigenen moraliſchen Qualitäten gewaltig herauszuſtreichen und unabläſſig Verzeihung für ſich zu erbitten.

Fräulein Rebekka nahm das alles mit einem reizenden Zuge von Ungläubigkeit entgegen und verſicherte immer wieder, es ſei ja nun alles gut, und bei den Eltern werde ſie ſchon dafür ſorgen, daß dem Nachtſchwärmer nichts übles geſchehe. Wenn ſie nur bald kommen wollten, die Eltern ... Aber es verging eine viertel Stunde, und eine halbe Stunde verging, aber die Eltern kamen nicht. So mußte denn der Kammerſänger wohl oder übel Urlaub nehmen und ſich verabſchieden, aber er verfehlte nicht, ſehr feſt zu erklären, daß er auch den Eltern perſönlich ſeine Beichte noch ablegen und alſo wiederkommen werde.

Er wurde aufs freundlichſte dazu eingeladen.

Mit einer Verbeugung, die tief unter dem Niveau der ſonſt von ihm exekutierten ſtand, verabſchiedete ſich der Verführer Iſaaks. Als er die Hand Fräulein Rebekkas in der ſeinen hielt, war ihm ſchier ſchwindlig zu mute. Und als er wieder unten vor der Hausthüre ſtand, da war ihm, als habe ſich in ſein ganzes bisheriges Leben eine Art Lichtſpalt eingeſchoben: Alles, was zu dieſer merkwürdigen halben Stunde gehörte, erſchien ihm in einem eigenen matten Glanze; ſelbſt dieſes enge, ungemütliche Haus, das er noch vor kurzem nur mit einem deutlichen Ekelgefühl und unter Anrufung des Teufels als Nothelfer betreten hatte, kam ihm jetzt wie verklärt vor; der alte Hauſierer hatte eine Gloriole ums Löckchenhaupt gekriegt.

Tief den Cylinder in die Stirne gedrückt und dieſe Stirne ſinnend zur Erde geneigt, wandelte der aus dem Geleiſe geratene Tenorio langſam den Bürgerſteig dieſer Straße entlang, die er ſonſt nur mit den eiligſten Schritten des Abſcheus durchmeſſen haben würde. Zu wiederholten Malen drang zutrauliches Flüſtern an ſein Ohr: „Keine

alten Kleider zu verkaufen? Höchſte Preiſe . . .!“ Er ließ es ſich milde gefallen und ſchimpfte nicht im Mindeſten. Ja, er blieb ſogar vor den Trödlerläden ſtehen und betrachtete die ausgebreiteten alten Uhren, Löffel, Teller, Taſſen, Hoſen, Uniformröcke, Säbel, Flinten, Kupferſtiche, Spazierſtöcke, Fingerringe, Schachteln, — mit leerem Blicke zwar, aber ſonſt äußerlich ganz mit dem Ausſehen eines Mannes, der ſich leidenſchaftlich für altes Gerümpel intereſſiert. In Wahrheit ſah er nichts von alledem; er hätte genau ſo leer in einen Senftopf oder auf eine Bildſäule von Praxiteles geſtarrt.

Mit einem Worte: er war wie betäubt. Es war etwas in ihm vorgegangen, das ihn aus allem inneren Zuſammenhalt gebracht hatte, eine Umkrempelung in der Herzgegend, eine vollkommene Neumöblierung ſeines ſeeliſchen Interieurs. So was ſtrengt an, zehrt; man gewöhnt ſich nicht ſo ſchnell an eine neue inwendige Einrichtung, zumal, wenn ſie ſo plötzlich an die Stelle der alten getreten iſt und ſo ganz anders ausſieht, als dieſe.

Auch wird man leicht idiotiſch, wenn man unter dem Einfluß von Zwangsvorſtellungen ſteht und unabläſſig gewiſſe Worte, wenn auch nicht mit den Lippen, ſo doch mit den ſtummen Sprachwerk-

zeugen des Herzens, wiederholt. Und der umgekrempelte Kammersänger stand unter dem Einflusse von Zwangsvorstellungen und wiederholte unablässig ein gewisses Wort. Die Zwangsvorstellungen: zwei wundertiefe Augen in einem schwermütig schönen Gesicht; das Wort: Rebekka.

Und nun vergesse man, bitte, nicht: Müller war Antisemit. Was denken Sie wohl, was es für eine antisemitische Seele bedeutet, wenn sie unablässig wiederholen muß:

Rebekka! Rebekka!! Rebekka!!!

Das muß zu einer Katastrophe führen. Auf die dumpfe Betäubung muß ein Sturm folgen, das blöde Hindämmern muß von einem wütenden Rasen abgelöst werden.

So geschah's.

Der Kammersänger hatte die Trödelläden absolviert und war in seinem brütenden Einherschieben vor einen Buchhändlerladen gelangt. Mit dem stieren Blicke seiner Benommenheit sah er über die Bücher und Bilder hin, die da aufgestellt und aufgehängt waren. „Die antisemitische Pest", „Die Schmach des Jahrhunderts", „Die Prediger des Hasses", „Die antisemitischen Giftköche", — er las das mit den Augen und fühlte nichts dabei. So

auch ſah er blos mit den Augen die Porträts unzähliger Rabbiner und alter jüdiſcher Berühmtheiten, Männer mit langen Bärten und Schläfenlöckchen, runde Käppchen auf dem Kopfe. Dann goldumrahmte Spruchtafeln in hebräiſchen Lettern, Seidendamaſttücher mit eingeſtickten Zügen in denſelben Charakteren, Gipsbüſten, Gebetriemen. Nichts von alledem drang in das innere kammerſängerliche Bewußtſein. Da fiel ſein Blick auf ein Bild mit der Unterſchrift: Iſaak führt Rebekka in das Haus ſeiner Mutter Sarah, — oder ſo ähnlich, und wie er die ausgebreiteten Arme dieſes Iſaak ſah, der als ſchöner Jude abgebildet war und in der That eine überaus orientaliſche Figur machte, da ſtieg ihm plötzlich das Blut zu Kopfe, und mit einem Gefühl, halb Wuth, halb Ekel, rannte er davon.

In einem Zuſtande ingrimmigſter Verzweiflung langte er zu Hauſe an, warf den Cylinder auf den Tiſch, ſich ſelbſt aufs Sopha und ſtöhnte gewaltig.

Das ſchöne Bild Rebekkas war verſchwunden, er ſah nur den gelben Iſaak von jenem infamen Stahlſtiche. Alles, was er an Wut gegen die Juden im Herzen hatte, aller Haß, Spott, Ingrimm des Antiſemiten ſtieg ihm hoch. Ein albernes Tingel-

tangellied, das er vor Jahren als Student einmal von einem parodiſtiſchen Judendarſteller gehört hatte, drängte ſich ihm unvertreibbar als Begleitung zu dieſem Bilde auf, und er mußte mauſchelnd unzählige Male wiederholen:

Komm' ſe rain, komm' ſe rain,
Komm' ſe rain in de gute Stube!

Dazwiſchen wälzte er ſich ruckweiſe auf dem mit geſtickten Kiſſen ſeiner Verehrerinnen dicht belegten Divan hin und her und lachte wild auf.

Zu denken, daß er, er ſich beinahe in ein Judenmädchen, ein Schickſelchen verliebt hätte, hohohohoho! Sie vielleicht gar geheira . . . hohohohohohoho! Iſaak führt Rebekka in das Haus ſeiner Mutter Sarah . . .

Komm' ſe rain, komm' ſe rain,
Komm' ſe rain in de gute Stube.

Oh! Oh! Oh! Und dann, wenn ſie Kinder gekriegt hätten . . . hohohohohohoho! Lauter kleine Mauſchelmüllers mit krummen Beinen, Plattfüßen, Triefaugen, immer wieder nachwachſenden Stirnlöckchen. Hohohohohohoho! Tatteleben würden ſie geſagt haben, Tatteleben zu ihm! Ha!!!

Der Kammerſänger ſprang mit einem wilden Satze auf, preßte ſich die Fäuſte auf die Schläfe

und durchmaß das Zimmer mit den Schritten eines Wüterichs auf der Bühne.

Die Poſt wurde gebracht. Drei Roſa-Briefe darunter. Er ſchmiß ſie an die Wand.

Der Repertoirezettel kam. Er machte eine Papierkugel daraus und ſchleuderte ſie unter den Divan.

Die Wirtin wollte eine Beſtellung ausrichten. Er ſpießte ſie mit ſeinen Blicken ans Bücherbrett und blies ihr ein ſo entſetzliches Hinaus! ins Geſicht, daß ſie ſich mit einem Kreiſchen von den Blicknägeln wieder losriß und wimmernd davonfloh.

Dieſe Stimmanſtrengung hatte ihm etwas Luft gemacht, daher beſchloß er, ein bischen Stimmgymnaſtik zu treiben und erfüllte ſein Zimmer mit ungeheuerlichen Reihen raſend gerollter Tonleitern, ſodaß ſich in der ganzen Umgebung die Fenſter mit erſchrockenen Geſichtern und geſchüttelten Köpfen bevölkerten. Aber ihm thats wohl, ſeinen Kummer in ſinnloſen Lauten hinauszubrüllen, und nie war er dem Geſchicke, das ihn mit einer Rieſenſtimme begabt hatte, ſo dankbar wie in dieſer Viertelſtunde, als er von ihr einen ſo martialiſchen und rohen Gebrauch machte.

Als er genügend erſchöpft war, rannte er aus dem Hauſe zu ſeinem Kapellmeiſter, erklärte ihm,

daß er geiſteskrank ſei und mindeſtens zwei Monate lang nicht auftreten könnte. Dann, als der Maëſtro ihn mit einigen boshaften Bemerkungen, die indeß wirkungslos abprallten, entlaſſen hatte, ging er in eine Weinſtube und betrank ſich. Ganz allein. Grimmig. Aber vollſtändig.

Es iſt eine bekannte und täglich aufs neue erprobte Thatſache, daß wir im Wein das Kraut zu verehren haben, das gegen den Schmerz gewachſen iſt. Indeſſen: es hilft nur ſolange, wie der Rauſch währt. Wacht man am nächſten Morgen auf, ſitzt Meiſter Schmerz ſchon wieder auf dem Bettrande und grinſt: Dummer Kerl, ſo billig gehts nicht.

So geſchah es auch dem armen Müller. Nur, daß der Schmerz, der geſtern in ſeinem Herzen gewütet hatte, wie in einem hohlen Zahn, jetzt als Wehmut auftrat, als die bekannte windelweiche Wehmut, die aus dem Menſchen einen feuchten Lappen macht, der immer wieder aufs neue ausgewunden ſein will.

Nichts bringt den Menſchen ſo herunter. Wehmut iſt die gefährlichſte Ausſchweifung der Seele. Und wenn es gar Wehmut aus verſtockter Liebe

iſt, dann wird alle Mannheit gehaltlos wie wäſſriges Fiſchfleiſch.

Blut, wo iſt dein Feuer, Lachen, wo iſt dein Sieg?

Bohrt dem Mann einen Ring durch die Naſe und führt ihn zu den Kühen auf die Weide!

Ein Zuſtand tritt ein, wo der beſte Kognak verſagt wie ein naſſes Zündhütchen.

Die Seele wimmert und weiß nicht warum. Das Gehirn hat ſich in einen Schwamm verwandelt, mit dem man wohl eine Wandtafel abwiſchen könnte, aber unter keinen Umſtänden einen Gedanken faſſen kann. Irgendwo, inwendig, dort, wo ſonſt der Kern vom Weſen ſitzt, das ſich Ich nennt, geht ein Drillbohrer maſchinenmäßig auf und ab.

Dies der Zuſtand des Herrn Kammerſänger Müller in den folgenden Tagen.

Der Theaterarzt befühlte den Puls, beſah die Zunge, ſchüttelte den Kopf und ſchrieb ein Atteſt.

Auf dem Theaterzettel erſchien der Vermerk: Unpäßlich Herr Kammerſänger Müller.

Die Zeitungen verfehlten nicht, den Patienten der allgemeinen Teilnahme zu verſichern und die Hoffnung auszuſprechen, daß der begnadete Künſtler bald ſeine volle Friſche wieder gewinnen möge.

Sämmtliche Verehrerinnen ſchickten in Vers und Proſa die rührendſten Wünſche.

Müller lag und litt. Der Drillbohrer ging raſtlos auf und ab.

Aber am Morgen des dritten dieſer gräßlichen Tage erwachte der gequälte Tenor mit einem Lächeln und — pfiff.

Er hatte ſo einen angenehmen Traum gehabt.

Wie war es doch geweſen? Richtig! —: Er war in einem Krankenhaus gelegen, wo er eine ſchwere Operation überſtanden hatte. Eine große, ſorgſam verbundene Wunde auf der Bruſt. Hatten ſie ihm das Herz herausgenommen? Gleichviel: er fühlte ſich ſo leicht, ſo neu. Und neben ihm am Bette ſaß eine wunderſchöne Krankenſchweſter, ein großes ſilbernes Kreuz um den Hals, und hatte ihre rechte Hand auf ſeiner Stirne. Sie ſprach kein Wort, ſah ihn nur an. Und es war ihm unbeſchreiblich wohl zu Sinne.

Soll man nicht lächeln und pfeifen, wenn man ſo was geträumt hat?

Aber Tenorio ward noch vergnügter, als er ſich den Traum auch ausgelegt hatte:

Alſo natürlich erſt mal: die Krankheit geht vorüber; und dann: Rebekka.

Wie? . .? . .

Freilich!!

Tenorio hatte es ja geträumt, und ſolche Träume kommen nicht aus dem Bauche.

Er ſagte ſich: Kaum, daß ich das Mädchen wiedergeſehen habe, und wenn auch nur im Traume, wird mir wohl, und ich pfeife. Folgerung: Ich muß das Mädchen ſo oft als irgend möglich ſehen. Unerforſchliche, dunkle Kräfte, geheimnisvolle Schickſalsmächte haben mich nächtlicher Weile mit der Naſe darauf geſtoßen: Thu ihn ab von Dir, den Antiſemitismus, wenigſtens im Falle Rebekka, und ſuche Dein Heil bei dieſem liebenswürdigen und ſchönen Weſen!

Und übrigens: Mußt du dem Antiſemitismus wirklich untreu werden? Mit nichten! Sahſt du nicht das Kreuz an ihrem Halſe? Das Mädchen muß ſich einfach taufen laſſen. Wie ſimpel! Amor vincit omnia. Liebe bricht Religion, wie Kauf Miethe.

Liebe . .? . . Aber wieſo denn . .? . . Erſtens: ich . . . Nun ja . . . es ſcheint wohl ſo . . . (der

Rekonvaleszent pfiff eine ſchelmiſche Weiſe) ... Aber dann —: ſie ..?.. Iſt es erlaubt, anzunehmen, daß ....? ... Könnte ſie nicht ſchließlich .... (der Kammerſänger erbleichte, ehe er den Gedanken fertig dachte) ... ſchon irgend einen Iſaak ..? ... (Tenorio fuhr ſich in die Haare und ſenkte das Haupt) ... Klarheit! Klarheit! Schnelle Gewißheit! Ich gehe zu Grunde, wenn ich nicht bald erfahre, ob dieſer Traum mich geäfft oder mit Wahrheit erleuchtet hat!

Prieſterlich in ſeinem langhinwallenden Nachthemde entſtieg der Kammerſänger dem Schauplatz des ſchickſalbeeinfluſſenden Traumes, feierlich wuſch und raſierte er ſich, ernſtbedächtig kleidete er ſich in bedeutungsvolles Schwarz. Milde Schokolade, ſchaumig bekrönt von lilienweißer Schlagſahne, wurde zur Stärkung des Leibes erkoren, kein brutaler Kognak entweihte die Andacht dieſes ſeltenen Frühſtücks.

Ruhig, ernſt, friedlich und ein bischen ſchwach machte ſich der traumverklärte Kammerſänger auf den Weg, — kein Konfirmand kann andächtiger zur erſten Kommunion ſchreiten. Das Kreuz am Halſe leuchtete ihm voran. Er überlegte ſich ſchon, welchen chriſtlichen Namen Rebekka annehmen ſollte,

wenn ... nun ja! Er entſchied ſich ſchließlich für Eliſabeth.

Liebe ſieht Alles auf Goldgrund. Das iſt ein optiſcher Fehler, aber dem Herzen ein Wohlgefallen. Der Realismus kommt in der Ehe, und da iſt es dann Sache des Glücks, ob der Goldgrund ſich in eine liebe, ſtille, geſegnete Landſchaft auflöſt oder in das gewiſſe Grau, das alle Farbe und Heiterkeit verhängt.

Aber bei der Ehe ſind wir noch nicht. Fürs erſte ſchwelgte der Kammerſänger noch in allen Goldgründen der Liebe und ſah ſeine holde Rebekka-Eliſabeth als ſo eine ſüße, ſchöne Madonna der Florenzer Primitiven.

Der biedere Vater Synagogendiener figurierte daneben als würdevoll flankierender Santo ſo und ſo, und die unendlich ſchüchterne Mama Sarah durfte als Mutter Anna den Hintergrund ausfüllen. Jung-Iſaak irgendwo in der Ecke als lautenſchlagender Angelino.

So ſah ſich für ihn alles recht trefflich an, zumal, da es ihm ſehr ſchnell klar wurde, daß kein Bräutigam Iſaak vorhanden war und die Blicke

des ſchönen Mädchens mit dem unſichtbaren Kreuz um den Hals nicht ohne den gewiſſen Ausdruck zu ihm flogen, den Verliebte wohl auszulegen wiſſen. Auch deutete ſich Tenorio den Abſchiedshändedruck bereits als ſtilles Bekenntnis erwiderter Neigung, und kurzum, er ging recht zuverſichtlich von dannen, obwohl eigentlich nicht das Mindeſte vorgefallen war, das ihn berechtigt hätte, irgend welche Hoffnungen zu ſchöpfen. Denn, daß Karfunkelſtein ſenior ſich bereit erklärt hatte, ab und zu Freibillets für die Oper entgegenzunehmen, bedeutete doch eigentlich noch keinen Ehekonſens und die Einwilligung zum Übertritt Rebekkas in die chriſtliche Kirche.

Indeſſen: die Brücke war geſchlagen, und wenn ſie auch nur aus dem Papier der Freikarten war, ſie würde ſchon halten, dachte ſich der zuverſichtliche Kammerſänger, der ja ſchließlich auch einige Erfahrungen in der Ausnutzung derartiger Kommunikationsmittel der Liebe hatte.

Nun lagen die Dinge hier allerdings anders als ſonſt, wo die guten verliebten Kinder auch ohne Brücke zu ihm kamen, aber dafür entwickelte er diesmal eine um ſo lebhaftere Thätigkeit.

Nicht allein, daß er es ſich nicht nehmen ließ,

ſo oft, als es nur angängig war, in der Stube mit den grünen Plüſchmöbeln zu erſcheinen und ſich mit dem lebhafteſten Intereſſe darnach zu erkundigen, welchen Eindruck Mutter Sarah in der letzten Tannhäuſeraufführung etwa empfangen hatte, oder ob ſich Vater Abraham nun endlich von der Anſicht emanzipiert habe, die Wagnerſche Muſik beſtehe ausſchließlich aus Diſſonanzen, nein, er entdeckte auch an Rebekka ein ſo fabelhaftes muſikaliſches Verſtändnis und eine derartig phänomenale Altſtimme, daß er ohne Übertreibung behaupten zu müſſen erklärte, ſie habe eine Goldgrube in der Kehle.

Dieſe Goldgrube konnte nicht ohne Eindruck auf das Karfunkelſteinſche Ehepaar bleiben. Denn wenn die beiden alten Leutchen auch keineswegs das Anſehen von geldgierigen Hebräern hatten und mehr zu den ſtillzufriedenen ſinnierenden Juden gehörten, denen eine erzvaterhafte Frömmigkeit die mangelnden Reichtümer dieſer Welt erſetzt, ſo hätten ſie es doch für ſündhaft gehalten, ihrem Kinde die Möglichkeit der Ausnützung eines ihm innewohnenden Vermögens zu nehmen. Sie waren es alſo gerne einverſtanden, daß Tenorio den Rebekkaſchen Alt in häufigen Unterrichtsſtunden ausbildete und übrigens auch ſonſt für Steigerung

ihres musikalischen Interesses und Verständnisses nach allen Kräften thätig war. Häufige Konzertbesuche, natürlich unter Begleitung eines Familienmitgliedes, waren ein Hauptmittel zu diesem — und einem anderen Zwecke. Zumal, wenn das begleitende Familienmitglied die Gestalt Isaaks hatte, unterdrückte der andere Zweck den einen sichtlich.

Ob Isaak etwas davon merkte, bleibe dahingestellt, aber über allem Zweifel erhaben ist die Thatsache, daß Rebekka durchaus im Bilde war. Und zwar mit Wohlgefallen.

Machen wir es kurz: Noch ehe die Stimme des schönen Mädchens merklich an Umfang gewonnen, noch ehe ihr musikalisches Verständnis den Grad erreicht hatte, dem Tenorio mit heißem Bemühen zustrebte, war sie ebenso grenzenlos in ihren — Lehrer verliebt, wie der Lehrer in seine — Schülerin.

Fromme Jüdinnen sind sehr zurückhaltend, und ihre Sittsamkeit ist außerordentlich, aber schließlich hat jedes Ding seine Grenze, und ein Rendezvous in Ehren kann niemand verwehren. So begannen

denn Rebekka und Bruno ſich auch heimlich zu treffen.

Dieſe heimlichen Stelldicheins waren aber durchaus anderer Art, als ſie der Sänger mit dem bedenklichen Spitznamen ſonſt gewöhnt war. Früher hätte er derlei einfach lächerlich gefunden, diesmal fand er es über alle Begriffe ſchön und herrlich. Auch war es ſehr ernſt. Denn mehr und mehr hatten dieſe heimlichen Begegnungen nur ein Thema: Das Kreuz am Halſe.

Ach, ſo einfach, wie es ſich Bruno gedacht hatte, war die Sache nicht. Zwar, der Hals war da (und was für ein ſchöner Hals), und Kreuze gab es ſo viele, wie Paſtoren, die es ihm umgehängt hätten, — aber der Hals wollte nicht. An dem Hals hing ſchon eine Kette, und die hatte der Vater Abraham in der Hand, der ſie eher zugeſchnürt hätte, als zu dulden, daß ein Kreuz daran befeſtigt würde. Und Rebekka hing dem Vater mit der ganzen Kindesliebe an, die nirgends ſo feſt und unbeirrbar iſt, wie unter Juden.

Bruno beſchwor, flehte, wetterte, — aber Rebekka ſchüttelte nur immer traurig den Kopf, und wenn ſie dann zu weinen begann, hörte Bruno auf zu beſchwören, zu flehen und zu wettern.

Alſo gut: Auch ohne Kreuz am Halſe!

Bruno wußte ſchon lange nicht mehr, was Antiſemitismus iſt, und erklärte mit Seelengröße, daß er auf dieſen Halsſchmuck verzichte. Aber heiraten wollte er, heiraten! Er hatte keine Luſt, noch länger zu warten und heimliche Liebe zu üben, als welche, wie er erklärte, erwachſener Menſchen unwürdig und abſolut unzeitgemäß ſei. Auf, zu Vater Abraham!

Rebekka drückte ihm heiß die Hand, ſah ihn aber zugleich traurig an, ſo ganz aus der Tiefe traurig, daß er es nicht begreifen konnte, warum.

Er fragte ſie danach.

Aber ſie ſagte nur: Geh! Und drückte ihm wieder heiß die Hand.

Schwer iſt's, einen Herrn zu beſuchen, den man anborgen will, ſelbſt dann, wenn man ziemlich ſicher weiß, daß er den Kaſſenſchrank aufmachen wird; ſchwerer iſts, zu einem Herrn zu gehen, den man um die Hand ſeiner Tochter bitten will, ſelbſt wenn man ein berühmter Tenor mit 40,000 Mark Jahreseinkommen und ſeiner Sache ſicher iſt. Man mag noch ſo gewandt im Setzen guter Worte ſein:

wenn man kein Handlungsreiſender iſt, der überhaupt keine Schwierigkeiten kennt, wird man nur mit Zagen die Klingel ziehen, nicht anders als wie beim Zahnarzte, wo man auch denkt: Wenn ich nur ſchon wieder draußen wäre.

Bruno, der Kammerſänger, der erklärte Liebling der Stadt (mit Ausnahme der andern Tenöre), Ritter zahlreicher Orden und Inhaber aller exiſtierenden Medaillen für Kunſt und Wiſſenſchaft, Lehrer und Geliebter Rebekkas, ſchön, hochgewachſen, geſund, kräftig, vermögend, akademiſch gebildet, unbeſtraft, Sekondeleutenant der Reſerve und tadellos angezogen — fühlte ſich wie ein Schulbube, der dem Herrn Lehrer ein Strafexercitium überreichen ſoll, als er vor der Schwelle eines armen alten Juden und Synagogendieners ſtand, mit der Abſicht, ihn um ſeine Tochter zu bitten.

Wie?! Kam er denn eigentlich als Bittender? Kam er nicht vielmehr als Gebender? Warf er nicht Glanz über dieſe Hütte? Mußte man nicht einfach die Arme öffnen und ſtammeln: Ja! Ja! Ja! . . . ? Natürlich! Weg mit dieſer blöden Bangigkeit! Bruſt heraus! Kopf hoch! Ein paar lachende Worte, und Alles iſt gethan!

Grrrrr . . . ring . . . ging . . . ging . . . grrr!

Dieſe infame Klingel!

Aber drin, im dunklen Gange, der heiße Händedruck und ein ſchneller, noch heißerer Kuß.

Nun vergiß leiſes Flehn,
Süßes Wimmern!

In ein paar Minuten ... hoiotohoh!

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

Wer ſtürzt da ohne Hut zum Hauſe heraus!? Wer rennt da über die Gaſſe? Um Gotteswillen, wer ſchwenkt da ſo die Arme und ruft, wie ein zu Tode Getroffner: Droſchke! Droſchke!

Spuk und Geſpenſter! —: der Kammerſänger Müller fegt an den Trödlerbuden vorüber, jagt über die Börſenbrücke, fällt eine Droſchke an, reißt den Wagenſchlag auf und verſchwindet in dem grün angeſtrichenen Räderkaſten.

— Kalte Umſchläge ...! Eisbeutel! ... Brauſepulver ...! Kognak ...! Schwarzen Kaffee ...! Morphium ...! Morphium ...! Machen Sie, daß Sie hinauskommen ...! Schicken Sie nach dem

Theaterarzt ...! Nein! ... Bestellen Sie eine Droschke! ... Schreiben Sie dem Intendanten, daß ich nach Amerika gereist bin ...! Wo ist mein Handkoffer! .... Ah ...! Ah ...! Ah! ...

Die Wirtin kriegte es mit der Angst und lief zum Doktor.

Der Doktor kam und wurde nicht eingelassen.

Tenorio saß an seinem Schreibtische und zerriß einen Briefbogen nach dem andern. Auf jedem stand nur: Rebekka!

Da er das ebenso gut rufen wie schreiben konnte, so rief er es dann eine Weile.

Aber schließlich schrieb er weder, noch rief er, sondern saß wie leblos, den Kopf zwischen die Hände gepreßt, vor seinem Flügel und starrte den Namen Blüthner an.

— Also das! Das! Nur ein Jude darf in die Familie Karfunkelstein eintreten! Ist es nicht zum Lachen? Wie? Zum Kreischen?

Tenorio haute mit beiden Fäusten auf die Tasten, daß der Flügel wie ein gepeinigtes Tier aufbrüllte.

— Ah, und da wundert sich diese Bande, daß der Antisemitismus wächst!

Knallend flog der Flügeldeckel zu.

— Abgelehnt! Einfach abgelehnt! Ich! Wie wenn ich aus der Gosse wäre! Es ist ... es ist ... heiter!

Jetzt hätte er am liebsten dem Flügel einen Tritt gegeben.

Da klingelte es.

Hin- und Widerreden im Flur.

— Ist das nicht ...?

Der Kammersänger war mit einem Satze an der Thüre, riß den Schlüssel herum und die Flügel auf.

Rebekka!

Mit einem Male war ihm anders.

Sie ging auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und sah ihn thränenden Auges an.

Dann warf sie sich ihm an die Brust und schluchzte in höchster Qual.

Da war sein Wüten hin.

Er küßte ihr die Stirne, den Mund, die Hände, und wie sie auf einen Stuhl gesunken war, ließ er sich vor ihr nieder und weinte in ihren Schoß.

Es wurde nichts gesprochen außer dem einen Satz von ihm: Und du ... kannst nicht?

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn flehend an.

Da ſtand er auf, zog ſie zu ſich heran und küßte ſie lange.

Nie hatte er ſeine Liebe zu dem ſchönen Mädchen ſo über alles mächtig gefühlt, wie jetzt, wo ihr Geſicht verweint und wie verwiſcht war. Denn nie hatte die grundgütige Liebe und Tiefe ihrer Seele ſo aus ihren Augen geleuchtet wie in dieſem Augenblicke, als der tiefe Schmerz ihrer Hilfloſigkeit in ihnen war.

Sie gingen zuſammen fort, wieder zu Vater Abraham.

Es iſt klar, daß dieſer Gang nicht blos dem vergeſſenen Cylinder galt.

Er galt . . ., aber das iſt eine heikle Geſchichte, zumal, da ſie einen ſo zornigen Antiſemiten zur Hauptperſon hat, wie Herr Kammerſänger Müller einer geweſen iſt.

Angedeutet iſt auch verraten: Herr Müller nahm einen längeren Urlaub und brachte dieſen — in der Provinz Poſen zu.

Kurz nach ſeiner Rückkehr, mit Perſonal-papieren, in denen eine kleine Änderung vor-

genommen worden war, heiratete er Fräulein Rebekka Karfunkelſtein.

Die Sache iſt ja blos äußerlich.

Die Hauptſache iſt, daß das kammerſängerliche Ehepaar Müller zu den glücklichſten Ehepaaren zählt, die auf dieſer Erde gefunden werden.

Was für eine entzückende Frau die Frau Kammerſänger Müller iſt! Selbſt der Baſſiſt und der Privatgelehrte ſchwärmen für ſie.

Und welch ein Ehegatte iſt Müller!

Freilich, wenn der Goldgrund der Liebe ſo zur ehelichen Idealandſchaft wird, in der ſo reizende Buben und Mädels herumſpringen, wie hier, dann müßte einer ja ein Monſtrum ſein, wenn er kein idealer Ehegatte wäre.

Antiſemit iſt Müller übrigens doch noch manchmal.

Emil der Verstiegene

Emil der Verſtiegene

Aus dem Tagebuche eines blümeranten Dichters.

Zitzebüttel im Mai 1897.

Einſt beſang ich den Mai, jetzt geht er mir auf die Nerven. Der Frühling iſt die Jahreszeit der Banalen, derer, die ſich auf ihren Saft etwas zu gute thun, weil ſie keiner verfeinerten Gefühle fähig ſind.

Dieſe Leute beſingen auch noch die Liebe. Sie ahnen nicht, welche Rohheit ſie damit offenbaren, und wenn ſie auch noch ſo idealiſtiſch thun. Ebenſogut könnte man einen Rinderbraten beſingen. Es iſt unſäglich gemein.

Dichten und an ein Mädchen denken! Ein Mädchen, das, wenn es heiß iſt, ſchwitzt; ein Mädchen, das vielleicht Kartoffelklöße als Lieblingsſpeiſe hat; ein Mädchen, das vielleicht eben das Kochen lernt und nach der Küche riecht! Welch ein Mangel an Senſitivität, oder welch ein Symptom von niederen Inſtinkten!

Der wahre Dichter, das fühle ich mehr und mehr, muß mit geſchloſſenen Augen durch dieſes Leben gehn, und wenn er dichtet, muß er überhaupt abweſend ſein.

Hier dichte ich nie. Hier bin ich der Sohn des Seifenfabrikanten Meyer und muß meine Seele martern laſſen.

Es gab heute eine häßliche Szene mit meinem Vater. Ich ſoll ins Geſchäft eintreten oder mein Referendarsexamen machen. Das eine iſt ſo ausgeſchloſſen, wie das andere. Ich bin zu differenziert für einen bürgerlichen Beruf. Träumen iſt mein Teil, träumen und dichten.

Ich werde mit meinem mütterlichen Erbteil auf Reiſen gehn.

München im Juni 1897.

Dieſe Stadt thut meinen Nerven weh. Die Straßen ſind ſo weiß, die Menſchen ſo dick, die Kunſt ſo laut.

Ich ſehne mich nach der Provence ... oder nach Griechenland ... oder nach dem grünen Eiſe dort oben ... im Norden ... ſehr weit ...

Nur Nachts, im Engliſchen Garten, wacht meine Seele auf.

Oh du Tempel Monopteros! Oh du Mond auf der Wieſe! Oh ihr ſehr ſchwarzen Bäume, wenns dunkel iſt ...

Oh! ..... oh! ..... oh ....

Meine Seele lallt ſehr bange ...

Ich trage meinen überaus weichen Hut in der Hand und warte, geſtützt auf meinen Stock aus ſüdlichem Bambus, auf jenes Rauſchen aus der Tiefe, das ſehr dunkel iſt, wie die Baumwipfel in dieſer Nacht der heimlichen Sehnſüchte.

Ich warte ... ſehr lange ...

Pfui! Zwei Menſchen, an einander klebend wie dicke, brünſtige Raupen, kreuzen meine einſame Warte.

Im Innerſten beleidigt, beſchmutzt, geſtoßen wanke ich an meinem bambuſiſchen Stabe heim.

Wenn ich nicht ſo müde wäre, führe ich davon.

Aber ich bin ſehr müde.

Denn meine Augen müſſen hier Bilder ſehen, die nichts als noch einmal Leben ſein wollen. Dieſe Maler haben den Wahnſinn der ſchamloſen Farbe.

Wo iſt das ſilberige Grau meiner Seele, das ſehr dünn iſt?

Wo iſt die ovale, zuckende Spirallinie meiner Sehnſucht, die immer zittert?

Auch bei den Alten finde ich nichts, als ein plumpes Vergnügen am Leben.

Ich träume eine Madonna mit ſehr grünen, ſehr langen, ſehr trauerigen Händen. Über ihrem Antlitz iſt ein ſehr grauer Schleier. In qualvoller Schräge fallen die innigen Fäden eines ſeltſamen Regens.

Oft ſitze ich in der einſamen Konditorei und trinke tröſtliche Mandelmilch. Geheimnisvoll huſcht die ſeltſame Kelluerin. Das überaus keuſche Weiß der Schlagſahne leuchtet bange. Irgendwoher ſchwillt der zärtliche Duft der träumeriſchen Vanille.

Jetzt ... ich fühle es ... jetzt greift ein Reim mit feuchtwarmen Kinderfingern an mein wartendes Herz ... Oh du feuchter, oh du warmer, oh du überaus gütlicher Finger ſehr banger Kindheit! ..

Da ſchmettert eine höhniſche Trompetenſtimme: Einen Kognak!

Und der zage Kinderfinger verſchwindet ...

Öde ringsum ... die freche Sonne grinſt auf dem gewölbten kahlen Schädel des feiſten Mannes hinter dem ekelhaft beladenen Ladentiſch.

Ich bin verſtoßen, vertrieben; ich zahle und gehe gebrochen heim.

Heute hatte ich einen reichen Tag: ich fand ſechs reine Moloſſer. Einſt, ich fühle es, werde ich ſie zu einer Ekloge fügen.

Wenn ich mich frage: welches Glück warf mir dieſe überſchwängliche Gnade in den gläubig harrenden Schoß, ſo weiß ich keine andere Antwort, als dieſe: ich habe einen Likör getrunken, der ſo voll inniger Süße, ſo ätheriſch fein und doch gefüllt mit einer geheimnisvollen, überaus beglückenden Kraft war, daß ich beſchloß, dieſes Elixier nie mehr ausgehen zu laſſen.

War es nicht Geiſt, was ich trank? Wäre es nicht Blasphemie, wenn ich die Congenialität dieſes Likörs als Alkohol ſchmähte?

Oh, nicht der Spiritus wars! Auch die Deſtillation, ich empfinde es tief, kann Seelenkunſt ſein.

Strebte ich denn nach Genuſſe, als ich trank? Ich ſtrebte nach meinem Werke!

Und ſiehe: die Gnade kam! Auf ſehr ſanften Sohlen, wie ein Feigen opfernder Ephebe, der das Antlitz der großen Güte hat und ſchlank iſt.

Meine Moloſſer im Herzen lege ich mich zur Ruhe. Meine Moloſſer, oh, meine Moloſſer, —: meine Moloſſer!

Eine große Zuverſicht blüht mir ſchwarze Roſen, die nach Vanille duften und einer unendlich ſüßen Trauer, ins majeſtätiſch ſchlagende Herz.

Ich werde ſehr tief ſchlafen ...

Einen Tag ſpäter.

Heute war mir den ganzen Tag ſehr übel.

Eine ſehr ſchwere und ſehr läſtige Wolke von Dumpfheit bekroch mich immer wieder, und es war, als wenn die behaarte Fauſt eines feindlichen Dämons aus meinem Innern emporſtieße in mein von ſeltſamen Dünſten unerquicklich durchzogenes Gehirn.

Ich legte die feuchte Kühle eines Eisbeutels, der mich anfangs wie der träg ſchwappende Bauch einer ſehr ſchwangeren Kröte berührte, auf Stirn

und Schläfe und fand einige Linderung; doch blieb ein banges Gefühl großen Elendes klammernd zurück.

Das Schlimmſte iſt, daß ich die ſechs Moloſſer bis auf einen vergeſſen habe: Vorſaalthür.

Was ſoll ich aber mit dieſem anfangen? Die andern waren ſicher würdiger.

Er eignet ſich durchaus nicht für eine Ekloge.

Ein ſchnöder Dämon ſchob ihn mir unter, derſelbe, deſſen haarige Fauſt, — oh! oh! wie thut ſie immer noch weh!

Wenn ich von dieſer Krankheit Geſundung gefunden haben werde, will ich dieſe rohe Stadt von ewig vergnügten Barbaren verlaſſen und ſüdwärts ziehen.

Citronen . . .

Das Wort thut mir wohl, wie eine freundliche Medizin.

Meran im Juli 1897.

Die Leute, die mir ſagten, daß es um dieſe Jahreszeit hier ſehr heiß ſein würde, haben recht gehabt.

Aber es iſt nicht das, was mich ſo traurig macht. Ich bin enttäuſcht, weil die große Schwermut

ausbleibt, die ich mir inmitten der Lungenkranken erhofft hatte, die ſonſt mit den müden Schritten der Tuberkuloſe hier die Wandelbahn durchſchreiten.

Es ſind keine Lungenkranken mehr da.

Ich allein durchſchreite die Wandelbahn.

Engmaſchige Langeweile durchflort meine ſehr einſame Seele.

Ich denke viel über die Dichtkunſt nach, ſeitdem, nach jener unvergeßlich furchtbaren Krankheit in München, meine Seele ſo leer von Verſen iſt, wie ein Tempel, in dem Barbaren wüteten.

Eins iſt ſicher: ſie muß ſtill ſein ... ſehr ſtill, die Poeſie.

Wer in einer Zeichenſprache dichten könnte ...

Geſten, die ſich reimen, nicht Worte ...

Feierliche Geſten! ...

Geſten von ſehr alten nnd überaus ernſten Prieſtern, die müde ſind ...

Worte ſind plump, weil ſie ihren Sinn vom Leben haben.

Selbſt ſchöne Worte ſind roh. Ich ſage: Roſe, — und ich muß an die Suppe denken, die man aus ihrer Frucht zubereitet; und wenn ich: Lilie ſage,

ſo denke ich an die Pomade, die von ihr den Geruch hat, aber aus dem Mark des Rindes verfertigt wird das plump iſt und brüllt.

Nein: wir ſind zu feinfühlig für Worte geworden, wir Epheben der neuen, müden Tänze zwiſchen Aloëſchwertern, in denen das Grau zuckt.

Worte ſind unkeuſch und klebrig und riechen nach Menſch. Wer, der prieſterlich fühlt, dürfte in Worten dichten, die beſchmutzt ſind durch die Lippen jedes Knoblauch eſſenden Packträgers?

Wir dürfen nicht mehr vom Leben dichten, weil wir wiſſen, daß das Leben roh, ſchmutzig, ſchmählich von Grund aus iſt, — aber ſo dürfen wir auch nicht mehr mit den Mitteln dichten, die Begriffe des Lebens in ſich haben.

Sollen wir gar nicht mehr dichten? . . . ? . . .! Ich ſehe Heroen der Zukunft heranſchweben, ſo fein, ſo zart, ſo Seele, ſo Stille, ſo nur Neigen des Kopfes, daß ſie deſſen fähig ſein werden.

Sie werden die Augen aufſchlagen, — und das iſt die erſte Strophe; ſie werden die Augen niederſchlagen, — und das iſt die zweite Strophe; ſie werden die Augen ſchließen, — und das iſt der Schluß.

Oh ihr Seligen der Zukunft! Oh ihr ſchwei-

genden Erfüller meiner Sehnſucht! Oh ihr gewaltig Stummen!

Aber wir, wir in dieſer Wüſte, wir noch umtrommelt vom Reimgeraſſel kunſtloſer Lebensknechte, wir viel zu früh Geborenen, wir halb noch klebenden, noch nicht ganz im Äther ſchwebenden, — wir, oh! oh! —: wir ſind von einem harten Schickſal dazu beſtimmt, noch mit Ausdrücken zu dichten.

Pfui ſchon über das Wort: Ausdruck!

Sieht man nicht eine ſchmierige Materie aus der Sehnſucht unſrer gepeinigten Seele quillen, wie die ölfetten Farben aus den Tuben dieſer leinwandbeklecksenden Maler?!

So wollen wir wenigſtens edel in der Beſchränkung ſein.

Nicht mehr Worte, die ein Sinn beſchmutzt, nur Klänge, bange, bebende, lallende, aus denen das Myſtiſche ſinnlos dunkeltönig emporahnt.

Ein traumverlorenes ſtieres

Oh!

ſehr einſam auf weißer Seite ſinnend, iſt mehr, unendlich mehr, als eine ganze Bibliothek von „Gedichten“, die in der Knechtſchaft der Begriffe wimmern!

San Martino di Caſtrozza im Auguſt 1897.

Müde bin ich hierheraus gefahren durch viele Thäler, die heiß ſind, und müde wandre ich hier im Föhrenwalde, der kühl iſt.

Ja, es iſt kühl hier, denn von den Bergen mit den ſchönen Namen wehen Winde.

Oh Cimone della Pala, oh Pic Roſetta!

Wild beißen eure Zähne, die ſehr rot ſind, in den Himmel, der ſehr blau iſt.

Sie beißen ſeit Jahrtauſenden ... immerzu ... immerzu ...

Es iſt ſehr grauſig.

Oh, meine Seele, warum biſt du müde? ...

Warum iſt der Zorn der Dolomiten nicht in dir, der in den Himmel beißt? ...

Ich bin aus Zitzebüttel ...

In meiner Heimat breitet ſich müdflächig Sand ... Sand, der einſt auch Stein war! ... Ja ... aber es iſt ſchon lange her.

Biß auch er einſt in den Himmel? ...

Biſt du Gigantenaſche, Sand meiner Heimat?

Mich überwältigt mein rückwärtsſchauender Geiſt ...

Zu ſtark iſt der Duft der Föhren am Fuße des überaus trotzigen Cimone della Pala . . .

Hier Moloſſergemurmel! Hier Geſänge voll gähnender Oh's! Hier ein Epos aus einem Schrei!

: . . . Ohhhhh! . . .

Gelb müßte man es drucken auf ſehr knotigem ultravioletten Papier.

Wo aber ſind die Menſchen, die ſie verſtünden, dieſe Eroica aus einem Worte, nein: einem Laute, gelb hinausgeheult in ultraviolette Nacht . . .! . . .?

Bah! Einſam heult meine Seele und ſehr heroiſch; überaus verächtlich heult ſie zu den beißenden Zähnen gleich heldiſcher Felſenkiefer.

ICH und DU, oh Cimone della Pala, nur wir Zwei . . .: ICH und DU . . .

Was kümmerts uns, ob die Welt die kaiſerliche Qual unſrer Seelen „verſteht" . . .?

Groß, einfach biſt du: ein beißender Zahn. Groß, einfach ich: ein gelbes Oh!

Soll ich ihn beſteigen, den Berg meiner Seele . . .?

Nicht doch!

Barbaren in eiſenbeſchlagenen Schuhen, frechnackte Kniee aus bockledernen Hoſen bleckend, mögen es nötig haben, dir ſchamlos nahe zu ſein als zyniſche Betaſter. Ich bleibe unten.

Meine Seele beſteigt dich täglich, oh Cimone della Pala. Fühlſt Du ſie?

Oh, wie ich lächle, wenn ich die klimmwütigen Barbaren ſehe, die dich mit ihren Muskeln bewältigen wollen, indeſſen ich im Stuhle liege und weiß, daß ich — oben bin.

Geſtus meiner Seele, oh Cimone della Pala, oh du mein Pſalm und meine eine Strophe! Soll ich noch dichten, da ich dich als mein Gedicht gewann?

ICH und DU, — oh Du ICHDU ...

Ah! Ah!! Ah!!!!!!!!

Mein Ichdu! Mein Cimone della Pala!

Ein Menſch mit ſchwarzen Bartkoteletten, ein immer geſchäftig eilender Menſch, der dieſem Hauſe als Oberkellner angehört, behauptet, die Spitze, der Zahn, den ich Cimone della Pala nenne, ſei gar nicht der Cimone della Pala, ſondern heiße ... ich hab's vergeſſen.

Wozu ſoll ichs behalten?

Du, mein Cimone della Pala, biſt und bleibſt mein Cimone della Pala.

Mögen dich die Oberkellner und Gelehrten nennen, wie ſie wollen: ich heiße Dich das, was Du mir biſt:

CIMONE DELLA PALA ...

Venedig im September 1897.

Es wurde zu viel. Der Cimon della Pala der ſehr gewaltige Zahn, drohte mich zu erdrücken.

Meine Liebe wurde zur Leidenſchaft, und die Harmonie meiner Seele gebot Abreiſe.

Jener Dichter der Vorzeit, deſſen Dichtungsart wir überwunden haben, wenn wir ſie auch für ſeine Zeit begreifen und ſchätzen mögen: Johann Wolfgang von Goethe, hat uns das Eine, Dauernde gelehrt, daß der höhere Menſch im entſcheidenden Momente, wo der Genuß überſchwänglich wird, kühl zu werden hat.

Ich regiſtriere unter C —: Cimone della Pala; beglückendes Verhältnis zu ihm unter einigen Schauern ſeltſamer Erhobenheit; nicht ohne Befruchtung, die künftiges Gute verſprechen möchten;

Abbruch im rechten Augenblicke, um keinerlei Unbehäglichkeit aufkommen zu laſſen.

Nun träume ich im feuchten Moder dieſer Stadt, die ſehr ruhig iſt.

Dies iſt der Ort, ſich von einer großen Liebe zu erholen. Nur, daß es zuweilen übel riecht.

Aber die Samtklappen meines ſehr langen Rockes ſind getränkt mit Irеos fiorentina.

Stundenlang laß ich mich durch ſtille Kanäle fahren in einer dieſer ſehr ſchwarzen Gondeln, die ich liebe, weil ſie ſehr ſchlank und überaus weich gepolſtert ſind.

Lang hingeſtreckt, die keuſch duftenden Samtklappen ſehr nahe meinem Antlitz, fahre ich mit geſchloſſenen Augen durch dieſe Stadt, die nicht mehr lebt.

Ich ſchlafe an deinem toten Buſen, oh Venezia.

Einſt werd ich dein Schlummerlied ſingen, oh heilige Leiche, im Wiegentakte der Lagunen, die ſich nicht bewegen, im Takte der abſoluten Ruhe. Nichts als Ruhe ... nur Schlaf ... nur nichts.

Eine Symphonie in W und A ...

Das Lied der Leere ...

Ohne Interpunktion ...

Ferne ſei mir die verächtliche Angewohnheit des Kommas!

Rein bleibe das keuſche Satzbild meiner Verſe vom brutalen Semikolon!

Nie dränge ſich der ſchnöde Bauch eines Fragezeichens in die ſchlanke Gliederung meiner Lallungen!

Ein ſpitzer Dolch eher in dies Herz, als daß ich je ein Ausrufezeichen gegen die träumende Seele meiner Poeſie richte!

So ſchwur ich mir heute in der ſehr ſchwarzen Gondel.

Heilig ſei mir der Gondelſchwur!

Oh, daß ich immer die Augen geſchloſſen hätte! Nicht blos in der Gondel, ſondern auch auf dem Markusplatz!

Nimm meine Beichte auf, du ſanft geripptes bleu mourant dieſes mir ſehr teuren Buches!

Werde nicht rot, oh du Flöten-Blau des Troſtes!

Ich habe einen Fehltritt begangen ...

Cimone della Pala, ferner Geliebter, dein Freund, dein Bruder, dein Dichter iſt dir untreu geweſen.

Schnell will ich es von mir flüſtern, das überaus Schmähliche:

Sommernacht und Töne ... Wandelnde Menſchen im Glanze des Sternenhimmels und gelber Flammen aus hochgereckten Kandelabern ... Fächernde Mädchen in ſchwarzen Mantillen auf klingenden Pantoffeln ... Eine Hohe, Bleiche ... Schwebend ihr Gang, königinnenſtolz und ſehr ſchön ... Nächtige Haare im griechiſchen Knoten hoch auf ... Eine dunkelrote Roſe leuchtet, lockt, winkt ... Schwarze Augen glühen und winken auch ... Alles glüht, leuchtet, lockt, winkt ... Alles iſt ſo ... ſo ... ſonderbar ... Warum geht ſie auf die Piazzetta? ... Über die Brücke? ... In die ſehr dunkle Gaſſe? ... Und warum ich ... mit? ...

Warum? Oh! Oh!! Ohh!!!

Wollt ich nicht fliehen ...? Warum floh ich nicht? ... Warum um Gotteswillen dieſe enge Treppe hinauf? ... In dieſe ſehr ſchwüle Stube hinein ...? Oh du Königliche, was preſſeſt Du mich ſo gewaltig an Deinen überaus wogenden Buſen? ... Warum thuſt Du dein fließendes Gewand von Dir und lächelſt? ... Und ... ich ...? Ich? ... Weh mir: ich ... gab ... mich ... hin ...

Oh Cimone della Pala! Cimone della Pala!! Cimone ... della ... Pala!

Ich werde nicht mehr in ſchwarzer Gondel fahren. Ich werde nicht mehr das Lied der abſoluten Leere träumen. Heilige Leiche Venedigs: ich bin Deiner unwert.

Das Leben hat mich berührt; ich bin beſudelt wie jene, die den Mai bedichten.

Ich fahre nach Florenz.

Florenz im Oktober 1897.

Dieſe Stadt iſt laut und voller Italiener.

Unähnlich jener erhabenen Lagunenleiche, gegen deren Heiligkeit ich Elender ſo ſchmählich geſündigt, die ich beleidigt und ſehr beſudelt habe, hat ſie die Schamloſigkeit, zu leben, kreiſchend zu leben wie eine Bettlerin, ſie, die ehedem eine Königin geweſen iſt und höchſt feierlich.

Einſt die Stadt des bleichen Dante, jetzt die Stadt des ſchamlos roten Bädeker.

Nirgends giebt es ſo ruchlos knallende Droſchkenkutſcher wie hier, nirgends ſo zyniſch pfeifende Gaſſenbuben. Und nicht ſelige Hymnen der Stille pfeifen ſie, ſondern Arien aus Opern heutiger Menſchen.

Belaſtet vom Nackenjoch ſcheuernder Reue wandle ich hier und überthränt von Wehmut über den Hinfall alles Ehemaligen.

Tauche unter, oh meine Seele, ins ehedem Geweſene!

Kniee am Betſchemel Fra Angelicos, meine Seele, und laſſe den Roſenkranz ſehr tiefer Frömmigkeit durch ſehr knochige Finger gleiten.

Wolle nicht dichten fürderhin, andächtig betende Seele, — bete und beichte, beichte und bete, denn der Pommeranzenduft der Sünde dampft noch immer in deinen heimlichen Kammern.

Soll ich in ein Kloſter gehen?

Ach, wie gerne kleidete ich mich in das fließende Weiß der ſehr feierlichen Dominikaner.

Aber ach: ich bin Proteſtant. Unmyſtiſch taute auf mein kindliches Haupt der heilige Tauftropfen in der ſehr kahlen Kirche von Zitzebüttel.

Ich kann nichts thun, als einen ſehr langen Gehrock aus weißem Flanelle tragen über ſtumpf ſchwarzen Hoſen und einer zartblauen, golddurchpunkteten Samtweſte. Breit, ſchwarz, rundköpfig dazu der Hut, mit einer hinten hangenden Quaſte, — er das einzige Kleidungsſtück der

weißen Pater, das meiner profanen Leiblichkeit erlaubt iſt.

Glotzend ſtehen die pfeifenden Gaſſenbuben von Florenz, ſehen ſie mich ſo, und die ſchnöden Arien brechen jäh ab, wo ich ſchreite.

Einſam auch hier, müde im müden Herbſt.

Stumm durch Sünde, unfähig des gläubigen Beichtganges, lebend im Ehemaligen, —: der große, graue Elephant der Langeweile legt ſeinen droſſelnden Rüſſel mit indiſchem Ernſte um meinen gebeugten Hals. Ich werde meinen Stab, den ſchwarzen, ebenholzenen, weiter ſetzen.

So ſchritten in jenen Tagen weiße Pilger durch die ſehr weite Wüſte ...

Rom im November 1897.

Rom iſt frech.

Ich hoffte, hier zwiſchen Ruinen zu wallen. Nein. Es iſt eine Stadt wie jede andere.

Glückſeliger Papſt im ſäulenhallenhallenden Aſyle des verſchloſſenen Vatikans! Deine heiligen

Sohlen berühren nicht dieſes Pflaſter einer würdelos von Omnibuſſen durchfahrenen Reſidenz.

Aber auch der Vatikan . . . Wie bunt, wie ſtimmungslos wohl erhalten! Wo iſt der große Staub und die ſehr dichte Spinnewebe der Vergangenheit?

Muß ich zu den Pyramiden fliehen? In die Wüſte der einſamen Kamele?

Alle meine Träume wachen in moderne Tage auf . . .

Wo ſind die ganz leeren Hallen voll grauer Gobelins, in denen meine Seele . . . wohnen könnte?

Wo weht der Tanz der ſehr ſchweigenden Epheben, zu denen ich ſagen könnte: Oh, meine Brüder, dreht mich mit in dieſem ſehr ſchmerzlichen und überaus heiligen Tanze?

Ach, dieſe deutſchen Künſtler hier! Sie trinken ſehr viel Wein und ſind immer vergnügt.

Sie lachen über meinen weißen Gehrock, und ihre plumpe Seele und Kunſt hat nichts gemein mit der Dichtkunſt meiner Seele.

Ich bin in mein Hôtel verbannt, wie der Papſt in ſeinen Vatikan.

Oh ihr qualvollen Wochen in dieſem Hôtel!

Daß ich doch fliehen könnte!

Denn es wird kalt und regnet viel.

Warum reiſe ich nicht nach . . . Afrika?

Was hält mich an dieſem Orte der ſeelenmörderiſchen Table d'hôte?

Oh, ich weiß . . .

Ich fühle es . . . jene Ekloge in Moloſſern . . .

Geduldig will ich warten, ſehr müde lächelnd, fernerhin gläubig und hingeſtreckt auf den ſehr breiten Divan.

Sie wird kommen . . . ernſt . . . feierlich . . . ephebiſch . . .

Keuſch, mit der Lilie als Waſſerzeichen, harrt auf dem Tiſche von Paliſſanderholz der fleckenloſe, hohe, ſchmale, zärtlich gerippte Bogen.

Oh, wie ich ihn liebe, den heiligen Schooß, der meine Ekloge empfangen ſoll.

Scheu leuchtet er in Schauern der Verkündigung.

Keine Ekloge! Eine Nänie! Ein Klageweiberſang!

Dank dir, Schickſal, fädenſpinnende Göttin, daß du mir jene geſchickt haſt, JENE im ſchwarzen Kleide mit den dunkelumrandeten Augen: das Klageweib meiner Seele.

Einſam unter dem Schwarm der ſchmatzenden Eſſer ſitzt ſie in düſterer Lieblichkeit ſeit dreien Tagen am linken Ende der Tabledhôte.

Wenn ſie das Glas mit ſchwarzem Weine zum Munde hebt, hebt mein Mund ſich zum Munde des Schickſals und küßt den Kuß des Dankes.

Dieſes iſt das Weib, das nicht Weib iſt ...

Dieſes iſt die edle Verſunkenheit ...

Dieſes iſt das trauernde Ehemals ...

Ich nenne ſie Mamalawa.

Denn M und W und L und ſehr viel A iſt in ihrem höchſt heiligen Weſen.

Selbſt die Kellner ſtehen unter dem Banne dieſer ſehr Außerordentlichen. Tiefer beugen ſie ihr das geſcheitelte Haupt, weiter öffnen ſie ihr das geräuſchloſe Flügelpaar der gebenedeiten Thüre, durch die ſie ſchreitet.

Marcheſa nennen ſie ſie und reichen die Schüſſeln nur mit Ehrfurcht ihrer unendlich weißen Hand.

Nie fühlte ich ſo wie jetzt die Tiefe meiner Herkunft. Oh, daß ich nicht einmal Baron bin!

Nie aber auch erhob mich ſo wie jetzt das

Gefühl, daß ich dem einſamen Adel der ſehr einſamen Dichter angehöre, die die Seele ſingen.

Du, Mamalawa —: Marcheſa; ich, Emil —: Dichter.

Ach, daß ich ... Emil heiße!

Wenn es noch Edgar wäre ... oder Aemilius ...

Ich ſinne dem Urnamen meines Weſens nach.

Viel O und W und M und L muß darin ſein ...

Momolowo? ...

Ja! Ich darf die Kühnheit haben und zu mir ſagen: Momolowo!

Mamalawa!

Momolowo!

Welch eine Nänie, wenn es mir gelingt, die Moloſſer zu finden, die, gleich ſchweren Ranken von ultravioletten Malven, zwiſchen dieſen broncebraunen Kandelabern hängen!

Sie hat die Blicke meiner Ehrfurcht und Andacht bemerkt.

Zweimal ſchon ruhte ihr ſehr nächtiges Auge auf mir wie ein ſchwarzer Mond aus gelbem Himmel.

Nun that ich den jetzt unziemlich gewordenen Rock aus dominikanerweißem Flanell ab und hüllte mich gleich ihr in ſtumpfes, ſtöhnendes Schwarz.

Nur ein müdeleuchtender Milchopal weint traumhaft aus dem verſtohlen blinkenden Kohlenglanz der ſehr bauſchigen Moiré-Krawatte.

Oh, ich fühle es: ſie hört das Harfenſpiel meiner anbetenden Seele.

Mamalawa!
Oh!
Momolowo!
Ah!

So kreuzen und berühren ſich die Vokale unſrer Seelen.

Nun lieg ich im Zelte der großen Seligkeit und höre die ſehr tiefen Brunnen der Gnade rauſchen.

Der Abgrund ihrer Seele neigt ſich über den Abgrund meiner Seele, und beide Abgründe werden ein Abgrund.

Oh Abgrund ... das iſt: O—A!

So dichtet die Seele des inneren Lebens,

ſo taucht in den Seelenklang zweier Vokale die große Myſtik echter Poeſie!

O—A, und nichts als O—A, immer und immer wieder O—A ...

Ich möchte dieſer plumpen Welt als einziges Zeichen meiner Dichtkunſt einen Band vor das ſtumpfe Geſicht halten, der auf tauſend Seiten nichts weiter enthielte, als dieſe beiden urſchlundtiefen Symbole eines Doppelſchickſals, das ſich ſchauerlich erhaben in einem Abgrund zuſammenſchlundete.

Nur müßte anfangs das A ganz links oben am Seitenrande ſtehen, und das O ganz rechts unten. Langſam, ſehr langſam müßte dann das A herab, das O hinaufſteigen. Nun aber, wenn ſie ſich nahe kämen, müßte das A nach rechts, das O nach links ſchwanken. Dann wieder der ſehnſüchtige Ab- und Aufſtieg. Dann das O oben, das A unten, bis endlich, endlich nach unendlichen Umkreiſungen ſie ſich auf der letzten, tauſendſten Seite ſo träfen, daß ſie nicht mehr neben einander, ſondern, ſich bedeckend, übereinander gedruckt würden.

Und Alles Gelb auf Ultraviolett.

Dieſer tiefen Mannigfaltigkeit iſt die neue Poeſie fähig . . .

Sizilien im Dezember 1897.

So ſehr hat mich das Abgrundglück der Seele überſchüttet, daß ich nicht Zeit und Stimmung fand, von ihm auf dieſen Seiten der Beſchaulichkeit zu reden.

Denn mein ganzes Daſein, das aber ein Fernſein iſt, was iſt es jetzt anderes, als eine große Beſchaulichkeit?

Oh Abgrund, deine Wonnen ſind unausſprechlich! Selige Verſchlungenheit der Verſchlungenheiten! Bald, ich ahne es, wird der Abgrund zum Übergrund, und das Unfaßliche wird immer noch unfaßlicher.

Indeſſen: einige Worte noch, ehe ich die Luſt am Worte, dieſe Plebejerluſt überhaupt von mir gethan habe und nur und immer nur lalle.

Wir haben uns zu einer Seelen-Ehe vermählt.

Sie: die verlaſſene Gattin eines wollüſtigen und ſeelenloſen Marcheſe, der ihre unendlichen Reichtümer in den Schoß des Laſters und auf die Spieltiſche wirft; ich: der einſame Dichter, den

ſeine Familie als unbrauchbar für die plump bürgerlichen Zwecke ihres ſeifenfabrizierenden Geſichtskreiſes verſtoßen hat; wir: die Seelenabgrundehe.

Und nun: Kein Wort mehr in dieſes Buch!

Was wir, nicht der Welt, ſondern uns zu ſagen haben, nein, nicht zu ſagen: zu tönen haben, wird in dem Buche ſtehen, an dem wir arbeiten wollen, ſolange dieſes Erdenleben währt:

im
Buche
O—A.

Zitzebüttel im Februar 1898.

Da liege ich, ein Wrack, geſchleudert auf den Sand der Heimat.

Was habe ich erlebt ... Oh!

Sie ... ha, wie ſoll ich ſie nennen, da nicht einmal die Gerichte des Königreichs Italien ihren Namen zu eruieren vermochten ...? ... ſie — verſchwand.

Einen Zettel ließ ſie mir zurück, — aber keinen Bankzettel. Dieſe nahm ſie alle mit. Aber auf

dem Zettel ſtand (ſchluck es, meine gläubige Seele!): Addio mio carissimo asino!

Dann aber kam des Kelches Neige: Mich ſperrte man ein, weil man ſie nicht kriegte. Mich — als Helfershelfer der ... oh pfui! pfui! — Gaunerin.

Ich ſollte Red und Antwort ſtehen über alle die Summen, die ſie — geſtohlen hat. Ich, der Beſtohlenſte von Allen, dem ſie nicht blos Geld, ſondern den Glauben an Seele und Seligkeit raubte, ich, der ich ohne einen Soldo auf Sizilien ſaß, weil ſie mir keinen zurückgelaſſen hatte.

Man hat mir die Hände zuſammengebunden und mich in ein abſcheuliches Loch geführt, man hat mich photographiert und anthropometriſch nach dem Syſtem Bertillon gemeſſen, man hat Verhöre mit mir angeſtellt und mich nach einander für einen ſchweizer, einen franzöſiſchen und einen italieniſchen Hochſtapler gehalten.

Was ſollte ich nicht alles ſein: ein durchgebrannter Kaſſierer, ein franzöſiſcher Schauſpieler, ein — Mädchenagent. Nur, daß ich ein deutſcher Dichter ſei, glaubte man nicht, und als ich dieſes Buch hier vorzeigte, beantragte der Überſetzer, mich unterſuchen zu laſſen.

Banauſen dort wie hier! Zitzebüttel und Rom liegen beide in Böotien.

Endlich, nach einem Monate, die Erlöſung durch den deutſchen Vertreter, doch mußte ich, damit mir nichts erſpart bliebe, dritter Klaſſe von Rom bis Zitzebüttel reiſen.

Und dann der Empfang hier ... Nicht einmal meine Gehröcke hat man mir gelaſſen. Ich muß einen Sacco tragen, wie ein Kommis.

Und überhaupt, das ſehe ich mit gräßlicher Klarheit: auf den Kommis läuft Alles hinaus.

Ich ſoll mich in die Seifenfabrik einleben!

Noch bin ich zu ſchwach zum Widerſtande. Aber, wenn ich jenen furchtbaren Schmerz überwunden haben werde, dann ...

Zitzebüttel im März 1898.

Daß ich einſt Dichter war ... kaum glaub ichs ſelber.

Ich lebe mich wirklich in die Seifenfabrik ein.

Nur manchmal, bei den ätheriſchen Ölen, ſchwillts empor und zuckt heftig. Aber das ſchlimmſte iſt die Buchführung.

Mein Stil wird immer dürrer, und ich kenne die Wolluſt der Vokale nicht mehr.

Zitzebüttel im April 1898.

Man will mich ganz vernichten. Ich ſoll Couſine Pauline heiraten. Das iſt ein ſehr dickes Mädchen, das fortwährend vergnügt iſt. Sie hat ein Lachen an ſich, bei dem ich erbleiche.

Und ich bin doch ſo merkwürdig geſund jetzt. Manchmal fühl ich mich geradezu wohl.

Das iſt das ſicherſte Zeichen dafür, daß ich völlig herunterkomme.

Zitzebüttel im Mai 1898.

Ich werde die Pauline heiraten.

Verlobt bin ich ſchon.

Wozu auch nicht?

Rad fahre ich ja auch, und überhaupt, ich fange an „munter zu werden“, wie Pauline ſehr richtig ſagt.

Munter werden!

Es iſt ja ein ganz angenehmes Gefühl, aber eigentlich . . .

Ach, Unſinn!

Nächſten Monat ſoll ſchon die Hochzeit ſein. Meinetwegen.

Übrigens iſt Pauline ganz nett, und wenn ſie lacht, iſt es unmöglich, nicht mitzulachen.

Aber das weiß ich: nach Italien machen wir unſere Hochzeitsreiſe nicht.

Druck von A. Rietz & Sohn, Naumburg a/S.

54650605

762 H112

24761

Digitized by Google